This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

1817
ARTES VERITAS SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

Pompeji.

Oeffentlicher Vortrag,

gehalten zu Basel im Namen der Antiquarischen Gesellschaft

27 Oct. 1849

von

Wilhelm Wackernagel.

Zweite durchgesehene Auflage.

Basel,
Druck und Verlag der Schweighauserschen Buchhandlung.
1851.

HG
70
.P7
W12

DG
70
.P7
W12

Den Freunden

in

Neapel, Caſtellammare, Salerno, Angri und S. Jorio.

Latin
Weber
11-28-75
12436

Es kann weniger das Gemüth, mehr nur den forschenden Verstand des Wanderers beschäftigen, wenn er die verlaßnen und verlorenen Städte der alten Mexicaner oder, wie noch ich vor nur kurzer Zeit, das Hagiar-Chem auf Malta betritt, jenen Tempelbau von kaum behauenen, nur roh verzierten Felsenmassen, der sicherlich aus urältester Zeit ist, aber niemand weiß, ob das Werk Phönicischer Seefahrer oder welches Volkes früherer Jahrtausende sonst. Nur den Verstand, während das Gemüth kaum berührt wird: denn zwischen uns und den unbekannten untergegangenen Erbauern dieser Tempel und Paläste laufen keine Fäden tieferer innerer vertraulicher Beziehung.

Ganz anders ist der Eindruck, und auch unser Herz wird tief bewegt, wenn wir den grossen und schönen Werken gegenüberstehn, welche die bauende Kunst der Griechen und der Römer fest in die Erde gegründet und ihre Bildnerei geschmückt hat. Denn hier ist, worauf unser Auge weilt, die Verlassenschaft von Völkern, die all unser Wissen begonnen haben und deren Kunst noch immer das hohe Vorbild der unsrigen ist, gleichsam das Erbe älterer Brüder, denen wir unsre Erziehung verdanken. Ist doch der Stufengang, in welchem dieses Erbe bis auf uns gelangt ist, ein so wenig unterbrochener, daß manche der alten Römerwerke noch heut dem lebendigen Gebrauche dienen, sei es noch derselbe, sei es auch ein andrer

als vordem, daß in dem Amphitheater zu Nimes wiederum Thiergefechte gehalten werden, daß aus der alten Wasserleitung eben dieser Stadt eine Brücke, der Pont du Gard, aus dem Pantheon zu Rom eine Kirche und ebendort aus dem Mausoleum Kaiser Hadrians die Engelsburg, aus dem des Augustus ein Haus für Kunstreiter geworden, daß überhaupt das neue Rom ganz aus dem alten in beständigem Fortschritt hervorgewachsen ist.

Noch ernster jedoch als in solchen Fällen, wo das spätre Geschlecht die Werke des früheren darum geschont hat, weil es dieselben zu seiner Bequemlichkeit und Erheiterung zu nützen weiß, ernster fühlen wir uns angesprochen, und es beschleicht uns eine tief wehmüthige, ja unheimliche Empfindung, wenn wir bei S. Remy auf einsamer Felsenhöhe, weder von neuerem noch von irgendwelchem Ueberrest älteren Anbaues mehr umgeben, einen Triumphbogen und einen Grabthurm in blendender Weisse des Marmors, im reichsten, wenig versehrten Schmucke der Bildhauerei sich erheben sehn; noch mehr, wenn eine ganze Stadt des classischen Alterthumes, unverändert wie sie im Alterthum gewesen, und so, wie deren Bewohner plötzlich ihr Tagewerk haben liegen lassen, eine ganze Stadt mit den noch frischen Merkmalen des alten Lebens und Verkehrs aus dem Schoosse der Erde, die sie begraben hatte, wieder an unser Tageslicht geboren wird. Es ist, wie in jenem Märchen: ein Zauber hat alles Leben mit einem Male gehemmt, und wir warten des neuen Zauberwortes, damit der Schlaf sich löse, und das Leben in seiner Geschäftigkeit da wieder fortfahre, wo es vor langen Jahrhunderten inne gehalten.

Ein Alterthum dieser Art und in dieser Art einzig ist Pompeji: „die Stadt der Todten" sagte Walter Scott, als

er in ihren verödeten Straſſen wandelte; Pompeji, im Jahre 79 nach Chriſto durch einen Ausbruch des Veſuv verſchüttet, und nun ſeit dem Jahre 1748 ſchrittweis wieder aufgegraben. Von da an, das ganze Jahrhundert hindurch, hat der Forſcherfleiß einheimiſcher wie fremder Gelehrten aus den Schätzen, welche hier gehoben worden, die Alterthumskunde immer mehr bereichert, aus der lebendig gegenwärtigen Anſchauung, die hier ſich bietet, unſre Kenntniß von dem Häuſerbau der Alten und von den ſonſtigen Dingen ihres Alltagslebens vervollſtändigt und berichtigt, und für die Geſchichte der claſſiſchen Kunſt Ergebniſſe von der gröſten Wichtigkeit gewonnen. Und nicht bloß in ſo reicher Fülle die Wiſſenſchaft, ſondern dem gemäß, was eben vorher iſt angedeutet worden, auch die Poeſie hat aus dem Quell geſchöpft, der hier plötzlich hervorbrach: eine der ſchönſten Dichtungen Schillers hat Herculaneum und Pompeji zum Gegenſtande, und vor noch kürzerer Zeit iſt es von einem der vorzüglichſten Romanendichter Englands, von Bulwer in ſeinen letzten Tagen Pompejis, verſucht und mit dem beſten Glücke verſucht worden, „dieſe verlaſſenen Straſſen" (ich brauche die Worte Bulwers ſelbſt) „noch einmal zu bevölkern, dieſe lieblichen Trümmer wieder aufzubauen, neu zu beſeelen die Gebeine, die ſeinem Auge noch aufbehalten waren, den Abgrund von achtzehn Jahrhunderten zu überſchreiten und zu einem zweiten Daſein zu wecken die Stadt der Todten."

Nach ſolchen Vorgängern auf dem wie auf jenem Gebiete, auf dem der Wiſſenſchaft und dem der dichtenden Kunſt, darf es allerdings, ich fühle das und fürchte es wohl, als eine Vermeſſenheit erſcheinen, wenn auch ich jene anziehenden Ueberreſte des Alterthumes zum Stoff einer erzählenden und beſchreibenden Darſtellung wähle: dennoch, im Vertrauen auf die Nach-

ſicht der Fachgelehrten unter Ihnen, im Vertrauen, daß manchem der hier gegenwärtigen der Stoff nicht ſo bekannt und darum eine Darſtellung desſelben vielleicht willkommen ſein wird, und auch aus einem tief empfundenen Gefühle der Verpflichtung unternehme ich es, Ihnen das Bild der alten Campanerſtadt ſo vor Augen zu führen, wie ich ſelbſt im Verlaufe des letzten Sommers bei wiederholten Beſuchen es geſehn und beinah an Ort und Stelle, im beſtändigen Anblick des harmlos lachenden Meeres und Geländes und des immer noch verderbendrohenden Vulcans aufgezeichnet habe.

Pompeji war eine von mehreren Städten, mit denen die Oſkiſchen Ureinwohner Campaniens, verſtärkt durch den Zufluß Griechiſcher Einwanderung, den Fuß des Veſuv umgürtet hatten: auch Herculaneum lag dort, das man gewöhnlich, aber unrichtig, Herculanum nennt, Teglana, Stabiä, Oplontis, Taurania, und Neapel oder Parthenope. Sie fürchteten die Nähe des Berges nicht, ſie bauten auf ſeine Lava und mit derſelben, und führten ihre Baum- und Rebenpflanzungen bis an den Rand des weiten Kraters, der zuoberſt ſich aufthat: denn lange ſchon, Jahrhunderte lang war kein Ausbruch mehr geſchehn, und die unterirdiſche Hitze und die Fruchtbarkeit des vulcaniſchen Bodens belohnten und reizten den Fleiß des Menſchen. Die bedeutendſten der genannten Städte ſcheinen Herculaneum und Pompeji geweſen zu ſein, und Neapel erſt durch den Untergang dieſer beiden groß geworden. Die bedeutendſte wohl Herculaneum: ſchon das Wenige, das man von dieſer wiederum hat ſehen dürfen, bezeugt einen gröſſeren Stil des wiſſenſchaftlichen, des künſtleriſchen, überhaupt alles Lebens. Nächſt Herculaneum aber Pompeji, das auch wie jenes am Geſtade des Meers, wo der Fluß Sarnus in dasſelbe mündete, etwa zwei Meilen von

Herculaneum ostwärts und drei von Neapel entfernt gelegen war. Allerdings nur eine Provincialstadt, und so lange sie bestand, ohne geschichtlichen Namen: doch die Gunst der Lage zwischen solchem Land und solchem Meere, der Zusammenfluß des Griechischen mit dem altitalischen und dem neu befruchtenden Römischen Leben (seit 290 vor Chr. war Pompeji mit dem übrigen Campanien an Rom gekommen, und Augustus schickte eine Colonie dahin), die Selbständigkeit, deren sie in ihrer Verfassung genoß, und die Sinnesart des Campanischen Volkes, die noch heut aus Genußsucht und emsiger Betriebsamkeit gemischt ist, alles dieses gab ihr eine nicht unansehnliche Grösse und Bevölkerung, einen bewegten Verkehr der Gewerbe und der Handelschaft und eine Fülle der Dinge, die das Leben erheitern konnten: das Amphitheater, das freilich auf den Besuch aus Nachbarorten mit berechnet war, vermochte bis an 20000 Menschen zu fassen, Läden und Handwerksstätten und Wirthshäuser aller Art wechselten mit grösseren, ebenso bequemen als glänzenden Wohngebäuden ab, noch sieht man überall in dem harten Lavapflaster die tiefeingeschnittenen Wagengeleise, und die Seiltänzer von Pompeji sind seiner Zeit berühmt gewesen.

Aber bald nachdem es mit dem Beginn des Kaiserreiches seine höchste Blüte gefunden hatte, kam das Verderben und kam der Untergang. Schon im Jahre 63 n. Chr. hatte ein Erdbeben seine Festen erschüttert und besonders im südlichen Theile viel zerstört; die Spuren davon waren kaum verwischt, die zerrütteten Tempel eben erst wieder aufgerichtet worden: da, am 24 August des Jahres 79, erfüllte sich, was das Erdbeben nur gedroht hatte: der Vesuv brach die Ruhe, deren man seit unvordenklicher Zeit angstlos an ihm gewohnt war, Pompeji, Herculaneum, Teglana, Stabiä wurden mit Gestein und

vulcanischem Sande überschüttet, mit Schlamm- und Lavaströmen überschwemmt, und die früher den Saum des Meers und des grünen Landes wie Juwele geschmückt hatten, lagen plötzlich im Schooß der Finsterniß begraben. Damals ward auch der Sarnus und ward über eine Italiänische Meile weit das Meer von Pompeji zurückgedrängt: doch sind die Spuren der früheren Annäherung noch heut im Erdreich zu erkennen.

Wir haben aus dem Alterthume selbst zwei ausführliche Schilderungen des grausenhaften Ereignisses; ich wiederhole dieselben um so lieber, als die eine von einem Augenzeugen herrührt, die andere aber, obschon um vieles später aufgesetzt, doch sichtlich auf der besten Ueberlieferung beruht.

Der Augenzeuge ist der jüngere Plinius, dessen Oheim, der berühmte Verfasser der Naturgeschichte, von Menschenliebe und Wissensdurst getrieben, damals selbst den Tod gefunden hatte. Er schreibt hierüber an Tacitus, den Historiker: „Du verlangst, daß ich dir das Ende meines Oheims beschreibe, damit du es der Nachwelt desto wahrhaftiger überliefern könnest. Ich danke dir: denn ich weiß, daß seinem Sterben, wenn es von dir gefeiert wird, unsterblicher Ruhm beschieden ist. — Er war zu Misenum und befehligte selbst gegenwärtig die Flotte. Am 24 August, ohngefähr um die siebente Stunde, meldet ihm meine Mutter, es zeige sich eine Wolke von ungewohnter Grösse und Gestalt. Er hatte sich gesonnt, darauf ein kaltes Bad genommen, hatte liegend gefrühstückt, und studierte; er verlangt seine Sandalen, und besteigt einen Platz, von welchem aus jenes Wunder am besten konnte beobachtet werden. Eine Wolke (den fernher schauenden ungewiß, von welchem Berge: nachher erfuhr man, daß es der Vesuv gewesen) stieg empor, deren Art und Aussehen kein anderer Baum

ſo treffend als eine Pinie bezeichnen möchte: denn wie auf einem ſehr langen Stamm in die Höhe gehoben, gieng ſie in mehrere Zweige aus einander, ich denke, weil ſie, von dem erſten ſtarken Hauch emporgetrieben, dann, als derſelbe ſchwächer ward, ſich ſelber überlaſſen, oder auch von ihrer eignen Schwere bewältigt, in die Breite ſich verlor; bald weiß, bald ſchmutzig und gefleckt, je nachdem ſie Erde oder Aſche mit fortgeführt hatte. Die Sache ſchien ihm, dem ſo gelehrten Manne, groß und näherer Kenntnißnahme werth. Er befiehlt einen Kahn zu rüſten; mir, wenn ich mitkommen wolle, ſtellt er es frei. Ich antwortete, ich wolle lieber arbeiten, und zufällig hatte er mir ſelbſt etwas zu ſchreiben gegeben. Er verließ das Haus; da erhält er einen Brief. Rectina, die Gemahlinn des Cäſius Baſſus, von dem drohenden Unheil erſchreckt (denn deſſen Gut lag gerade darunter, und man konnte nur zu Schiff entfliehen), bat ihn ſie aus ſo groſſer Gefahr zu retten. Er verändert ſeinen Entſchluß, und was er mit wißbegierigem Sinn begonnen, unternimmt er mit groſſem. Er befiehlt die Vierruderer ins Meer zu laſſen, und geht ſelbſt an Bord um nicht bloß der Rectina, ſondern noch vielen (denn die liebliche Küſte war dicht bewohnt) ſeine Hilfe zu bringen. Von wo die Anderen fliehen, dahin eilt er, und hält geraden Lauf, gerades Steuer in die Gefahr hinein, ſo frei von Furcht, daß er alle Bewegungen, alle Geſtalten jenes Schreckens, wie er ſie mit den Augen erfaßt hatte, aufſchreiben ließ und ſich bemerkte. Schon fiel Aſche auf die Schiffe, immer heiſſer und dichter, je näher er kam; ſchon auch Bims und ſchwarze und verbrannte und vom Feuer zerſtückte Steine; ſchon zeigte ſich plötzliche Untiefe und das Ufer durch Bergſtürze unzugänglich; kurze Zeit ſchwankte er, ob er umwenden ſolle: alsbald aber ſprach er zum Steuer-

manne, der ihm dazu rieth „Den Muthigen hilft das Glück; fahre zu Pomponianus.“ Dieſer war zu Stabiä, durch den ganzen Buſen von ihm getrennt: denn zwiſchen allmälich geründete und gekrümmte Ufer ſtrömt das Meer. Hier, obſchon noch die Gefahr nicht andrang, aber vor Augen und, wenn ſie wuchs, ganz nahe war, hatte Pomponianus ſeine Habſeligkeiten zu Schiffe gebracht, in der Ausſicht zu entfliehen, ſobald der Gegenwind ſich gelegt hätte. Mein Oheim, von eben dieſem Winde, der ihm ein Fahrwind war, herzugeführt, umarmt den Zitternden, tröſtet ihn, muntert ihn auf, und läßt, um deſſen Angſt durch die eigene Zuverſicht zu beſchwichtigen, ſich ins Bad bringen; gebadet, liegt er nieder und ſpeiſt, heiter oder doch, was ebenſo groß iſt, heiter ausſehend. Inzwiſchen leuchteten aus dem Berg Veſuvius an mehreren Stellen die breiteſten Flammen und hohe Feuersbrunſt hervor, deren Schein und Helle durch das Dunkel der Nacht geſteigert ward. Er, um dem Schreck entgegen zu treten, ſagte, es wären Landgüter, die von der Angſt der Bauern dem Feuer preisgegeben und geräumt, in der Verlaſſenheit brennten; dann begab er ſich zur Ruhe, und er ruhte im wahrhafteſten Schlaf. Denn ſein Athemzug, der ſeiner Wohlbeleibtheit wegen ſchwerer und lauter war, ward von denen gehört, die an der Schwelle ab und zugiengen. Aber der Hof, aus welchem man in das Zimmer trat, war von Aſche und darunter gemiſchten Bimsſteinen ſchon ſo hoch angefüllt, daß wenn er länger in dem Schlafgemach weilte, ihm der Ausgang unmöglich war. Geweckt, kommt er hervor und begiebt ſich zu Pomponianus und den Andern, welche gewacht hatten. Man beräth gemeinſchaftlich, ob man in dem Hauſe bleiben oder das Freie ſuchen wolle. Denn von wiederholten ſtarken Stöſſen wankte das Haus und

ſchien ſich, von ſeiner Stelle fortgehoben, nun hier, nun dorthin auf und ab zu bewegen. Unter freiem Himmel ward wiederum der Fall der zwar leichten und zerfreſſenen Binsſteine gefürchtet. Doch die Vergleichung der Gefahren ließ das letztere wählen; bei ihm beſiegte eine Erwägung, bei den Uebrigen eine Furcht die andere. Sie legen Kiſſen auf die Köpfe und binden ſie mit den Leintüchern feſt: das war ihr Schutz gegen den fallenden Auswurf. Schon war es Tag anderwärts, dort eine Nacht, ſchwärzer und dichter als alle Nächte: doch viele Fackeln und allerlei Lichter erhellten ſie. Man beſchloß an das Ufer zu gehn und aus der Nähe zu ſchauen, was jetzt das Meer geſtatte: aber noch immer war es wild und der Fahrt entgegen. Dort auf dem abgeworfenen Leintuche liegend, verlangte er ein und mehrmals friſches Waſſer, und trank. Da treiben die Flammen und der Vorbote der Flammen, der Schwefelgeruch, die Uebrigen in die Flucht, ihn auf von ſeinem Lager. Auf zwei Sclaven geſtützt, erhob er ſich, und ſank zuſammen alsbald, wie ich vermuthe, weil ihm von dem dichteren Qualm der Athem benommen und der Schlund zuſammengedrückt ward, der bei ihm von Natur ſchwach und eng und dem Schlucken unterworfen war. Als es wieder Tag geworden, der dritte nach dem, welchen er zuletzt geſehen hatte, ward ſeine Leiche gefunden, ganz, unverletzt, und bedeckt, wie er gekleidet geweſen; die Haltung derſelben eher einem Schlafenden als einem Todten gleich. Inzwiſchen waren ich und die Mutter zu Miſenum. Aber das gehört nicht zur Geſchichte, und du wollteſt ja nur von ſeinem Ende wiſſen. Ich ſchlieſſe demnach. Eines füge ich hinzu, daß ich Alles, was ich ſelber mit erlebt und was ich gleich nachher, wo noch am meiſten Wahres erzählt wird, habe berichten hören, wahrhaft ausge-

führt habe. Du wirst das Wichtigste davon nehmen. Denn es ist ein Andres einen Brief, ein Andres eine Geschichte, ein Andres dem Freunde, ein Andres Allen schreiben. Lebe wohl!"

Und noch einmal derselbe an denselben. „Du sagst, angezogen von dem Briefe, den ich auf dein Verlangen dir über den Tod meines Oheims geschrieben, wünschest du zu erfahren, was ich, den er zu Misenum zurückgelassen (denn dabei hatte ich im Eingang abgebrochen), nicht bloß an Furcht, sondern auch an Unglück erduldet habe. „Des zu gedenken erschrickt mir das Herz — doch ich beginne." Nach der Abreise des Oheims wandte ich die übrige Zeit auf meine Studien: denn deshalb war ich zurückgeblieben; darauf ein Bad, eine Malzeit, ein unruhiger und kurzer Schlaf. Es war manche Tage hindurch ein Erdbeben vorangegangen, weniger erschreckend, weil das in Campanien gewöhnlich: in dieser Nacht aber ward es so stark, daß Alles nicht bloß bewegt, sondern umgekehrt zu werden schien. Die Mutter stürzt in mein Schlafgemach: ich stand gerade auf um meines Theils sie zu wecken, falls sie schliefe. Wir setzen uns in den Hof des Hauses, der das Meer vom Gebäude durch einen kleinen Zwischenraum trennte. Ich weiß nicht, ob ich es Standhaftigkeit oder Unklugheit nennen soll (denn ich war damals 22 Jahre alt): ich fordre einen Band des Titus Livius und lese wie in aller Musse und mache sogar, wie ich begonnen hatte, Auszüge. Da kommt ein Freund meines Oheims, der kürzlich aus Spanien bei ihm eingetroffen; wie er mich und die Mutter sitzend, mich aber sogar lesen sieht, schilt er ihre Geduld und meine Sorglosigkeit. Ich bleibe nicht minder eifrig bei meinem Buche. Schon war es die erste Tagesstunde, und der Tag noch immer zweifelhaft und gleichsam träge; schon waren die ringsum liegenden Ge-

bäude zerrüttet, und darum an dem zwar offnen, aber engen Platze die Gefahr der Verschüttung groß und sicher. Da erst schien es rathsam, die Stadt zu verlassen. Es folgt uns der bestürzte Volkshaufe, und was in der Angst ähnlich der Klugheit ist, er zieht die fremde Einsicht der eigenen vor, und drängt und treibt in ungeheurem Zuge die Fliehenden vorwärts. Ausserhalb der Häuser angelangt, stehen wir still: viel Wunderbares da, viele Schrecken erfahren wir. Denn die Wägen, die wir hatten herausführen lassen, schwankten, obschon das Feld ganz eben war, nach entgegengesetzten Seiten und blieben nicht einmal, wenn sie mit Steinen unterlegt wurden, auf demselben Flecke. Ausserdem schien das Meer in sich selbst verschluckt und vom Beben der Erde zurückgetrieben zu werden. Wenigstens war das Ufer vorgerückt und hielt viele Meerthiere auf dem trockenen Sande fest. Von der andern Seite klaffte eine Wolke, schwarz und fürchterlich, von dem gewundenen und zuckenden Lauf des flammenden Hauches zerrissen, in lange Feuergestalten aus einander: sie waren Blitzen ähnlich, aber grösser. Da sprach eben jener Freund aus Spanien, nachdrücklicher und dringlicher „Wenn dein Bruder, dein Oheim lebt, so wünscht er euch gerettet; wenn er umgekommen ist, so hat er euch lebend gewünscht: darum was zaudert ihr zu fliehn?“ Wir antworteten, wir würden uns nicht unterfangen, ungewiß über seine Rettung, für die unsre zu sorgen. Unverweilt stürzt er fort und entzieht sich im schnellsten Laufe der Gefahr; nicht lange darauf, so steigt jene Wolke zur Erde nieder und überdeckt das Meer. Sie hatte Capreä umgeben und verhüllt, und was von Misenum hervorragt, dem Blick entzogen. Da bittet und ermahnt und befiehlt die Mutter, ich solle irgendwie fliehen: ich, der Jüngling, könne es; sie, unter der Last

ihrer Jahre und ihres Leibes, werde eines guten Todes ſterben, wenn ſie meinen Tod nicht verſchuldet habe. Ich dagegen, ich würde mich nicht retten auſſer mit ihr. Darauf, ihre Hand ergreifend, nöthige ich ſie den Schritt zu beſchleunigen; ſie gehorcht widerſtrebend und klagt ſich an, daß ſie mich aufhalte. Schon fällt Aſche, noch aber dünner; ich ſehe mich um: rückwärts hieng dichte Finſterniß herab, die uns, wie ein Strom über das Land ergoſſen, folgte. „Gehen wir auf die Seite" ſagte ich, „ſo lange wir noch ſehen, damit wir nicht, auf der Straſſe liegend, von dem Haufen der Nachfolgenden im Finſtern zertreten werden." Kaum hatten wir uns niedergeſetzt, und es war Nacht, nicht wie eine mondloſe oder bewölkte, ſondern wie in verſchloſſenen Räumen, wenn das Licht gelöſcht iſt. Da konnte man das Heulen der Weiber hören, der Kinder Wimmern und der Männer Geſchrei: hier Eltern, da Kindern, dort Gatten ward ſuchend gerufen und auf ihren Ruf gehorcht; dieſer bejammert das eigne, jener der Seinen Mißgeſchick; Manche flehten aus Furcht vor dem Tode um den Tod. Viele erhoben ihre Hände zu den Göttern; mehr noch behaupteten, es gebe nirgend mehr Götter, und dieſes ſei eine ewige und für die Welt die letzte Nacht. Auch fehlte es nicht an ſolchen, die durch erſonnene und erlogene Schrecken die wahre Gefahr vergröſſerten. Es kamen Leute und meldeten, zu Miſenum ſei dieſes eingeſtürzt und jenes brenne; fälſchlich, aber man glaubte ihnen. Es erhellte ſich etwas, aber uns ſchien das nicht der Tag, ſondern ein Zeichen des nahenden Feuers. Und das Feuer hielt zwar in einiger Entfernung ſtill: aber Finſterniß wiederum, und wiederum viele und ſchwere Aſche; wir ſchüttelten ſie wiederholt aufſtehend von uns, ſonſt wären wir von der Laſt überdeckt oder gar erdrückt worden.

Ich könnte mich rühmen, daß mir in so grossen Gefahren kein Seufzer, kein Wort der Entmuthigung entfahren sei, wenn ich mich nicht dem kläglichen und dennoch grossen Troste der Sterblichkeit ergeben hätte, daß ich mit Allem, Alles mit mir zu Grunde gehe. Endlich verdünnte sich jenes Dunkel und löste sich gleichsam in Rauch oder Nebel auf; bald war es wirklich Tag, auch die Sonne erschien, aber blaß, wie sie zu sein pflegt, wenn sie sich verfinstert. Den noch zagenden Augen trat alles verändert entgegen und mit tiefer Asche wie mit Schnee überzogen. Nach Misenum zurückgekehrt, sorgten wir, so gut es gieng, für den Leib, und brachten dann eine unruhige und zweifelvolle Nacht zu, in Hoffnung und in Furcht; die Furcht war stärker. Denn das Erdbeben dauerte fort, und viele Wahnsinnige höhnten in grauenhaften Weissagungen das eigne wie das fremde Unglück. Uns jedoch kam nicht einmal da, obschon wir Gefahr sowohl erlebt hatten als erwarteten, der Gedanke wegzugehn, bis wir Nachricht über den Oheim hätten. Dieses, das der Geschichte durchaus nicht würdig ist, wirst du nicht lesen um es zu schreiben, und wirst, als der es verlangt hat, dir selbst die Schuld geben, wenn es nicht einmal eines Briefes würdig scheint. Lebe wohl!" Uebrigens ist Tacitus in seinem Geschichtswerke nicht so weit gelangt, daß er diese Mittheilungen seines Freundes hätte benützen können.

Während Plinius das Ereigniß nur im Bezug auf Stabiä, das heutige Castellammare, und auf Misenum schildert, findet sich, was uns näher berührt, der Bezug auf Pompeji bei dem späteren Berichterstatter, bei Dio Cassius im 66sten Buch der Römischen Geschichte; durch ihn erfahren wir auch Einiges mehr von der abergläubischen Auffassung, die sich den

entsetzten Gemüthern aufdrängen mußte. Er also erzählt: „In Campanien trug sich Schreckliches und Wunderbares zu. Gegen die Herbstzeit nämlich brach plötzlich ein grosses Feuer aus. Am Meere bei Neapel ist der Berg Vesuv; er hat reiche Quellen des Feuers. Einst war er ganz gleichmässig hoch, und mitten aus ihm stieg das Feuer empor. Denn hier allein ist er in Brand gekommen, die ganze Aussenseite aber ist jetzt noch feuerlos. Deshalb, weil diese nie entzündet ist, die Mitte aber am Feuer verdorrt und zu Asche wird, hat der Gipfel ringsumher bis jetzt die ursprüngliche Höhe, die ganze Brandstätte aber, mit der Zeit verzehrt, ist durch die Senkung hohl geworden, so daß der gesammte Berg, um Kleines mit Grossem zusammenzustellen, einem Schauplatze für Thiergefechte gleicht. Seine Höhe hat viele Bäume und Reben, der Kreis aber ist dem Feuer überlassen, und giebt des Tages Rauch von sich, des Nachts aber eine Flamme, so daß es aussieht, als würde in ihm viel und allerlei Weihrauch angezündet. Und dieß geschieht immer so, zuweilen mehr, zuweilen weniger; oft aber stößt er auch Asche aus, wenn eine Fülle sich gesenkt hat, und wirft Steine empor, wenn er vom Winde überwältigt wird; und er tost und brüllt, weil er nicht feste, sondern lockre und verborgene Luftöffnungen hat. So nun ist der Vesuv, und dieß geschieht auf ihm beinahe jährlich. Aber was sonst sich zu dieser Zeit zugetragen, wenn schon es selbst denen, die es immer sehen, über das Gewöhnliche groß erschien, es möchte doch, auch alles in eins zusammengenommen, gering zu achten sein im Vergleich mit dem, was damals sich begab. Es verhielt sich nämlich so. Viele grosse Männer, alle menschliche Art überragend, wie die Giganten gemalt werden, schienen, bald auf dem Berge, bald in dem umliegenden Land und in den

Städten, bei Tag und bei Nacht auf der Erde zu wandeln und in der Luft zu schweben. Und darauf kam erschreckliche Dürre und plötzlich heftige Erschütterungen, so daß die ganze Ebene aufwallte und die Höhen emporsprangen. Und Töne vernahm man, theils unter der Erde, Donnern ähnlich, theils über derselben, gleich Gebrülle, und das Meer brauste und der Himmel hallte wieder. Und nach diesem ward plötzlich ein ungeheuerer Krach gehört, als ob die Berge zusammenfielen, und es fuhren zuerst übergrosse Steine empor, so daß sie bis zum Gipfel gelangten, dann vieles Feuer und entsetzlicher Rauch, so daß die ganze Luft dunkel und die Sonne ganz verhüllt ward, wie wenn sie sich verfinsterte. Nacht also ward aus dem Tage und Schatten aus dem Licht, und die Einen glaubten, die Giganten empörten sich (denn auch jetzt erschienen viele Gestalten derselben im Rauch, und ausserdem ward Trompetenruf vernommen), die Andern aber, die ganze Welt gehe in ein Chaos oder in Feuer unter. Und deshalb flohen sie, die Einen aus den Häusern auf die Strassen, die Andern von aussen hinein, und wieder Andre vom Meer aufs Land und von diesem auf das Meer, bestürzt und alles ihnen entlegene für zuverlässiger als das Nahe haltend. Während dieses geschah, stürmte unsägliche Asche daher und nahm die Erde und das Meer und die ganze Luft ein. Und sie that sonst viel Schaden, wie es sich gerade traf, an Menschen und Land und Vieh, und tödtete alle Fische und Vögel, und verschüttete ausserdem zwei ganze Städte, Herculaneum und Pompeji, da eben die Bevölkerung der letztern im Theater saß. Denn der Staub war überhaupt so groß, daß von ihm bis nach Africa und Syrien und Aegypten kam, und er auch bis nach Rom gelangte und die Luft über ihr erfüllte und die Sonne verschattete. Und

es entstund auch hier eine nicht geringe Furcht für viele Tage, indem die Menschen nicht wußten, was geschehen war, und es nicht vermuthen konnten; sondern auch sie meinten, es wende sich alles zuunterst zuoberst um, und die Sonne sinke zur Erde und erlösche, die Erde aber steige zum Himmel auf. Diese Asche nun that ihnen damals keinen grossen Schaden, nachher aber brachte sie ihnen eine erschreckliche pestartige Krankheit."

Wir haben diesen Berichten nur Einiges in Betreff Pompejis, dessen Anschauung uns wieder vergönnt ist, beizufügen.

Pompeji ist lediglich durch den Stein- und Sand- und Aschenregen und durch den Schlamm, in den ein vulcanisches Gewitter letzteren noch verdichten mochte, vom Angesichte der Erde gerückt worden: nur solcher Schutt überdeckt es, bis zu einer Tiefe von 15 Fussen: aber keine Spur von Zerstörung durch Lava und kaum eine des Erdbebens. Darum steht, allgemein betrachtet, noch sämmtliches Mauerwerk, es steht da wie erst neulich aufgeführt, und nur die Dächer sind eingedrückt, die hölzernen Thüren und Treppen von der Glut der Asche oder allmälich von der Feuchtigkeit des Erdreiches verzehrt worden. Die Lava hat ihren Weg mehr westlich genommen und namentlich Herculaneum dort in ihren Feuerstrom verschlungen: noch jetzt sind in jener Gegend die unerschöpften Lavabrüche von Torre del Greco.

Aus dem von Dio Cassius berührten Umstande, daß die Pompejaner gerade im Theater versammelt gewesen, erklärt sich, weshalb, in der Stadt selber wenigstens, nur eine so geringe Anzahl umgekommen: man hat bisher nur die Ueberreste von etwa vierhunderten entdeckt: es scheint demnach, daß all die übrigen Tausende, da die Theater so nahe den Thoren lagen, unmittelbar zur Stadt hinausgeflohen seien. Eben darum

ist auch so weniges gerettet worden, und Hab' und Gut in fast allen Häusern vollständig und unverrückt stehn geblieben. Die Aermsten durften auch kaum versuchen etwas zu retten. Ein Priester oder Diener der Isis wollte sich mit Kostbarkeiten des Heiligthumes flüchten: man hat seine Leiche, noch belastet, im Forum aufgefunden. Einen andern überraschte bei dem gleichen Geschäft schon im Tempel selbst die zunehmende Verschüttung; schon hatte er sich um einen neuen Ausweg zu finden mit einem Beile durch zwei Wände durchgehauen: vor der dritten aber ist er, erstickt oder von der Angst erschöpft, zusammengesunken. Ebenso lag beim Hause des Cajus Sallustius die Leiche eines Weibes mit Geld und Schmuck und einem Spiegel.

Dem Verderben in der Stadt also sind die Einwohner größtentheils entronnen: ob aber auch ausserhalb der Stadt? Nur wenige mögen es auch da noch, wie es von Himmel und Erde und selbst von der See her kam, überstanden haben. Titus, welcher damals Rom beherrschte, dachte daran, die untergegangenen Städte wiederherzustellen: indessen ist es bei Pompeji wenigstens zu keinem neuen Anbau gekommen: man begnügte sich, wovon noch in unserer Zeit die Spuren bemerkt worden, hin und wieder durch den Schutt hinab in die Häuser zu graben und die werthvolleren Dinge, die man darin fand, wieder ans Licht, vielleicht auch wieder an den alten Herrn zu bringen.

Und noch bedeutendere Nach- und Ausgrabungen müssen in den folgenden Jahrhunderten, vielleicht noch im Verlaufe des Mittelalters geschehen sein. Es fällt nämlich auf, in welchem Zustand der Zerstörung sich die am Rande der Stadt und in der Höhe gelegenen und namentlich die öffentlichen Ge-

bäude, die einen weiteren und breiteren Raum einnehmen und höher aufwärts reichen, die also von der Asche nicht so tief konnten verschüttet werden, und deren Dasein auch unter dem Schutt sich leichter verrathen mußte als das Dasein der kleinern niederen Häuser der Privaten: es fällt auf, in welchem Zustand der Zerstörung sich all diese grösseren Gebäulichkeiten befinden. Das Gemäuer der Villa Ciceros, die frei und hoch über dem Abhang eines Hügels liegt, ist wild durch einander geworfen; von den Säulen des Forums und denen der Basilica steht beinah keine mehr vollständig, von denen des Herculestempels stehen kaum noch die Fußgestelle da; die Sitzstufen des Odeums, des Theaters, des Amphitheaters sind zum grösseren Theil verschwunden, und verschwunden ein ganzes Drittel der Stadtmauer, da wo im Südosten die alte Strasse von Neapel nach Salerno dicht vorübergeht. Offenbar hat man hier, vielleicht lange Zeit hindurch, Bausteine geholt, und wer nachforschen möchte, würde etwa in Bosco und Scafati die verschleppten Stücke von Pompeji wiederfinden. Ist doch, um ganz nah liegende Beispiele derartiger Entfremdung daneben zu stellen, die Vorhalle des Domes von Salerno auf Säulen aus Pästum gebaut, und eben daher ein schönes griechisches Relief, der Raub der Proserpina, schmückt nun den Dom von Amalfi.

Sonst aber und nachher blieb Pompeji unaufgedeckt liegen, selbst die Spuren jener Nachgrabungen wuchsen wiederum zu, Reben und Fruchtbäume und Aloehecken grünten über dem alten Wohnsitz der Campaner, und seine Stätte war vergessen, bis im Jahre 1748 ein Bauer bei Bearbeitung seines Weingartens auf einen der minder tief verschütteten Theile des Gemäuers traf. Herculaneum war schon zwei bis drei Jahr-

zehende früher, im Jahre 1720, wieder aufgefunden worden, durch einen ähnlichen Zufall, indem man einen Brunnen und den Grund eines Hauses grub. Aber während sich hier einer fortgesetzten Aufdeckung bald ein zwiefaches Hinderniß entgegenstellte, die Härte der Lava, an welcher sogar Stahl zersplittert, und der Umstand, daß über den alten Ort hin zwei neue gebaut sind, die man nicht weiter unterhöhlen durfte, Portici nämlich und Resina: während man hiedurch sich genöthigt gesehen die meisten der Herculanischen Ausgrabungen selbst wieder zuzuschütten, ist die Aufdeckung Pompejis durch alle Umstände begünstigt worden, und wirklich haben hier die allmälichen Bemühungen eines Jahrhunderts ausser dem ganzen Umfange der Mauern, soweit dieselben mit ihren Thoren und Thürmen noch vorhanden sind, bereits ein starkes Drittel der öffentlichen und Privatgebäude und von jenen gerade die wichtigsten wieder aus dem Schutt gezogen, so daß man zu den Thoren eingehen und durch die Strassen und Plätze wandeln kann, als wäre es eine Stadt von heute. Und wie in einer Stadt von heute tragen, des besseren Zurechtfindens wegen, die Strassen und die besonders ausgezeichneten Häuser ihre Eigennamen, die aber sämmtlich neu und öfters unpaßlich genug erfunden sind: Beispiele hievon werden wir späterhin kennen lernen.

Leider jedoch mußte die Wiederherstellung der Stadt zugleich eine grosse Plünderung derselben sein: man durfte den Bilderschmuck der Tempel und der Häuser und die leichter beweglichen Dinge, welche sich namentlich in diesen fanden, nicht der Zerstörung durch einen neuen Ausbruch des Vesuv, nicht der Beschädigung durch Neugierde und Muthwillen, nicht der Entfremdung durch unberufene Sammler preisgeben; zudem

ſchien es fruchtreicher für die Wiſſenſchaft, wenn all dieſe Kunſtwerke und Geräthe eigens zuſammengeſtellt und dadurch noch anſchaulicher und überſchaulicher gemacht würden: und ſo iſt hievon in Pompeji ſelbſt nur das Gröbere und Werthloſere gelaſſen, meiſt aber ſtehen die Häuſer leer und nackt da, die Moſaiken ſind aus den Fußböden, die Gemälde von den Wänden abgelöſt, die Statuen von den Altären, die Geräthe, die Schmuckſachen aus den Zimmern, das Brot, die Früchte und die ſonſtigen Speiſen aus den Küchen und Vorrathskammern genommen, und alles zuſammen iſt in das Muſeum des Königs, früher nach Portici, von da und ſpäterhin nach Neapel gebracht worden. Der Alterthumsfreund muß nun hin und her reiſen zwiſchen Neapel und Pompeji um ſich das Leben dieſer Stadt zu einem einigermaſſen ganzen Bilde zu geſtalten.

Treten wir nunmehr in die Räume der letzteren ein, wie und ſo weit ſie uns vor Augen liegen: wir lernen damit nicht bloß Pompeji, wir lernen überhaupt die Einrichtung aller der vielen Städte des Alterthumes kennen, in denen Griechiſche Art ſich mit Italiſcher und Römiſcher vereinigte. Von der rein griechiſchen, der rein italiſchen Art ſelbſt wird uns die Anſchauung nirgend ſo voll und unmittelbar gewährt.

Eine Eiſenbahn (ſo trifft auf dieſem Boden das Aelteſte mit dem Neueſten zuſammen), eine Eiſenbahn, zu deren Seiten Krapp und Baumwolle wachſen, führt den Reiſenden bis dicht vor Pompeji hin. Aber noch dicht vor Pompeji gewahrt er dasſelbe nicht: denn hohe Wälle, die aus dem weggeräumten Schutte der Ausgrabungen aufgehäuft ſind, verdecken, ſpärlich übergrünt, die Anſicht. Erſt hinter dieſem Schutt erheben ſich die alten Befeſtigungsmauern, welche meiſt zwiefach, die äuſſere tiefer als die innere liegend, und beide bis auf

25 Fuß hoch, den Raum der Stadt umschlieſſen; sie sind in etruskiſcher oder noch cyclopiſcher Art aus Quadern oder formloſen Steinen und ohne Mörtel erbaut; von Zeit zu Zeit unterbricht die Linie ein höherer dreiſtöckiger Wartthurm. In ſolcher Art umgürtet, erſtreckt ſich die Stadt in ungefährer Eigeſtalt, nicht ganz eine Viertelmeile lang und etwa eine Achtelmeile breit, von Südweſt nach Nordoſten. Von den fünf Thoren, die jetzt noch da ſind (die im Süden ſind mit der Mauer weggebrochen), erſcheint als das bedeutendſte das gerad im Weſten liegende, wo man nach Teglana und Herculaneum, mit den jetzigen Namen nach Torre dell' Annunziata und Reſina gieng: es hat bei nicht geringer Tiefe einen dreifachen Durchgang, in der Mitte für Wägen, links und rechts für Fußgänger; auſſen ſchließt ſich noch ein Wachthäuschen und ein halbrunder Steinſitz an. In jenem iſt das Gerippe eines Soldaten gefunden worden, die Hand vor den Mund haltend: der Brave hat ſeinen Poſten nicht verlaſſen wollen, bis die heiſſe giftgeſchwängerte Luft ihn erſtickte.

Der Boden der Stadt iſt faſt durchweg eine Ebene; nur in den Südrand, wo einſt das Meer ſich näherte, ſchneidet eine Vertiefung ein, die für den Bau der Theater und des Soldatenquartieres benutzt iſt. Die Straſſen, welche theils von den Thoren aus, theils ohne Verbindung mit den Thoren, die Stadt durchziehn (bereits ſind einige zwanzig bloß gelegt), gehen wie in ebner Fläche ſo auch meiſtens in gerader Linie und durchkreuzen ſich gewöhnlich im rechten Winkel; auffallend breit oder ſchmal iſt keine derſelben, am breiteſten, dreiſſig Fuß breit, die Straſſe des Abundantiabrunnens. In der Mitte, wo die Wägen giengen, deren Radſpuren oft tief genug eingefurcht ſind, iſt das Pflaſter von Lava; an den Seiten lau-

fen ſtark erhöhte Fußwege, Trottoirs, wie wir gewöhnlich ſagen, von Puzzolane oder auch mit Steinbeſetzung, öfters ſo, daß vielerlei buntfarbige Steinchen muſiviſch gemiſcht ſind. Gegen das Anfahren der Wägen ſchützten Prellſteine; häufig, namentlich an den Straſſenecken, ſind quer über den Fahrweg, ſo jedoch, daß Pferd und Wagen immer noch gehen konnten, groſſe Steine gelegt um bei der Höhe des Fußweges und für den Fall ſtärkerer Regengüſſe das Hinüberſchreiten zu erleichtern. Und faſt in allen Straſſen und beſonders wieder an den Straſſenecken finden ſich Brunnen von Stein. Sie wurden, eben wie die Brunnen in den Häuſern und die Waſſerbehälter der Bäder und der groſſen Waſchanſtalt, durch eine Waſſerleitung vom Sarnus her geſpeiſt; jetzt freilich, da dieſe zerrüttet und verſchüttet iſt, ſtehen ſie ſämmtlich leer, und der Mund der Larven, der einſt das Waſſer ſpie, iſt trocken. Nur zwei der bisher entdeckten Brunnen haben ihr eigenes und darum auch jetzt noch Waſſer, der eine im Caſernenhof, der andre in dem ſ. g. Hauſe des Mars und der Venus: letzterer iſt 116 Fuß tief gegraben.

Die dem Tageslicht wiedergegebnen Gebäude, wie ſchon bemerkt, reichlich ein Drittel der ganzen Stadt, ſind meiſtens im ſüdweſtlichen Theil derſelben gelegen, nur wenige auch an andren Punkten: man hat eben dort zufälliger Weiſe zuerſt gegraben. Aber der Zufall iſt zugleich ein Glück geweſen. Denn gerade da liegen auch faſt all die wichtigſten öffentlichen Gebäude, das Forum, die Baſilica, das Theater, das Odeum, die hauptſächlichſten Tempel u. ſ. f., und nur eins dieſer Art an der Oſtſeite, das Amphitheater. Dabei iſt zu bemerken, was auch ſonſt ſchon an Städten des Alterthums wahrgenommen worden, all dieſe Gebäude ſind an den äuſſeren Umfang der

Stadt, gegen deren Mauern, ja unmittelbar an die Mauern hin gesetzt, mag dieß nun geschehen sein, weil sie erst später gebaut wurden, nachdem der innere Stadtraum schon mit Wohnhäusern gefüllt war, oder weil man den Sinn des Bürgers noch besser zur Vertheidigung der Heimath anzufeuern dachte, wenn gleich hinter den Gräben und Mauern die geheiligten Räume des religiösen und des bürgerlichen Lebens stünden und sie vor allen andern ihn zur Beschützung mahnten.

Im Osten also das Amphitheater, wahrscheinlich dieses der Schauplatz, an welchem nach der Erzählung des Dio Cassius die Pompejaner eben versammelt waren, da das fürchterliche Unglück über ihre Stadt hereinbrach: die Weitläuftigkeit des Gebäudes selbst, der grosse freie Raum, der es umgiebt, der Rindermarkt, welcher dicht daneben liegt, und ganz in der Nähe die zwei Thore machten es der erschreckten Menge leicht, so, wie es ihr gelungen ist, sich zu zerstreun und zu fliehen. Es ist, wie die alten Amphitheater zu sein pflegen, eirund, und von solcher Grösse, daß an 20000 Menschen Platz darin fanden. Denn wie die Campaner der Lust an Fechterspielen mit noch grösserer Leidenschaft als selbst die Römer ergeben waren, wie sich in Capua, ihrer Hauptstadt, eine Art von hoher Schule dafür befand, und sie deren sogar im Hause bei ihren Gastmälern aufführen liessen, daß der Tisch vom Blute der Kämpfenden und der Sterbenden bespritzt ward, so hatten auch die Pompejaner ihr Amphitheater nicht für sich allein, sondern für die Nachbarstädte mit gebaut: einmal, als von Nuceria zahlreicher Besuch gekommen, ward es auf einen unbedeutenden Anlaß hin zum Schauplatze blutiger Händel zwischen beiderlei Bürgern selbst. Es hatten aber jene 20000 je nach Stand und Geschlecht verschiedene Plätze, wie das von Kaiser

Augustus für Theater aller Art war vorgeschrieben worden: doch ist die Befolgung dieser Vorschrift nicht überall so wie hier erkennbar. Die ringsum in dreissig Stufen aufwärts steigende Reihe der Sitze, die s. g. Cavea, sondert sich deutlich in vier Abtheilungen: je die obre derselben war die geringere, grade entgegengesetzt der Anordnung, die jetzt in den Amphitheatern der Spanischen Stiergefechte gilt: zuunterst muß man sich die Stadtbeamten und die Priester sitzend denken, darüber die Kaufleute, sodann das übrige Volk, aber bloß die Männer: denn zu alleroberst war der Platz der Frauen, einst der geringste, aber jetzt der angenehmste, wegen der weiten schönen Aussicht, die er über die Stadt und in das üppig grünende Land, hier nach dem Vesuv und dort nach den übrigen Bergen hin gewährt. Der Frauenplatz ist überdeckt gebaut: die Sitze der Männer hatten über sich den freien Himmel: doch konnten sie nach einer Sitte, welche die Römer sich angeeignet, aber selbst als Campanische Weichlichkeit bezeichnet haben, mit übergespannten grossen Tüchern geschützt werden gegen Sonnenschein und Regen: die Vorrichtungen dazu im Mauerwerke sind noch zu erkennen. Die Frauen hatten auch ihren eigenen, gleichfalls bedeckten Zugang; für die Männer sind deren zwei vorhanden, einer dem andern gegenüberliegend, groß, gewölbt und einst mit Standbildern geschmückt. Der ebene, für die Thier- und Menschenkämpfe bestimmte Mittelraum, die Arena, öffnet sich in drei schmale Gänge, den einen aus den Behältern der wilden Thiere, den andern für die Fechter, den dritten um die todten Menschen und Thiere hinauszuschleifen. Es war, scheint es, ein Thiergefecht, dessen grausame Freuden die Verschüttung Pompejis unterbrach: ausser einigen menschlichen Gerippen sind in den Behältern auch die

Gerippe von nicht weniger als acht Löwen ausgegraben worden. Leider ist, wie schon bemerkt, dieses Gebäude, namentlich durch Wegbrechung grosser Stücke aus seinen Marmorstufen, sehr zerstört und entstellt; auch die Malereien, die ursprünglich rings um die Brustwehr der Arena liefen, haben an der Berührung der frischen Luft sich alsbald abgeblättert: aber auch so gehört das Amphitheater von Pompeji immer noch unter die best erhaltenen und jedesfalls unter die bedeutendsten Denkmäler seiner Art.

Zwei ganze reiche Gruppen öffentlicher Gebäude liegen, nicht weit von einander getrennt, im südlichen Theile der Stadt. Einmal, fast überwältigend durch die Grösse des malerischen Eindruckes, den die schöne Zusammenfügung der einzelnen Glieder hervorbringt, das Forum mit dem Kranze seiner Um- und Anbauten, dem Tempel des Jupiter, denen der Venus, des Quirinus und des Augustus, dem Pantheon, der Curia, der Basilica, dem Chalcidicum, der Fruchthalle und andern kleineren, einstweilen unbenannten Gebäuden, theilweis auch von Tempelform.

Das Forum, der Hauptplatz von Pompeji, nimmt in der Geräumigkeit, die seine Bestimmung zum öffentlichen Versammlungsorte der Bürgerschaft erforderte, ein längliches Viereck ein; auf der einen der schmaleren Seiten steht als Eingang ein hoher Thorbogen in der Mitte zweier jetzt leeren Bildernischen, auf den drei andern eine Halle, gestützt auf dorische Säulen von Travertin. Aber fast keine der Säulen ist mehr ganz; den Fußgestellen, die zwischen je zweien ein Standbild tragen sollten, mangeln diese Standbilder, und das Mauerwerk, aus welchem sie aufgeführt sind, steht ohne bekleidende Marmorplatten da; auch der Marmor, der einst die ganze

Bodenfläche weiß überzogen, ist verschwunden bis auf spärliche Ueberreste. So ist die glänzende Schönheit, in welcher dieser Raum einst prangte, da noch das geschäftig geräuschvolle Leben des alten Campaniens auf und ab in ihm wogte, durch die Rohheit und Armuth eines spätern Geschlechtes verwüstet worden.

Gegen Norden hin, neben dem Eingange und denselben verengend, ist in den Platz ein Tempel eingebaut, der von der Höhe der gewaltigen Stufen, die zu ihm aufwärts führen, einen beherrschenden Blick über das Forum und dessen ganze Nachbarschaft eröffnet; der Vorderraum, in welchem der Altar gestanden, wird von korinthischen, der abgeschlossene Hinterraum, die s. g. Cella, zu beiden Seiten von einfacheren jonischen Säulen eingefaßt. Die Lage zuoberst am Forum und die Auffindung eines riesigen Jupiterkopfes haben diesen Tempel als den Tempel Jupiters bezeichnen lassen; architectonische Bruchstücke, die zum Unterbau verwendet sind, deuten auf Wiederherstellung eines älteren, durch das Erdbeben zerstörten Gebäudes hin.

Von den übrigen Tempeln, die sich an das Forum schliessen, möge nur noch jener der Venus, an der westlichen, und nächst ihm das Pantheon, an der östlichen Seite desselben, hervorgehoben werden. Der Venustempel, der leider gleichfalls sehr zerstört ist, dürfte einstmals, wie der gröste, so auch der schönste unter allen gewesen sein, die Pompeji besaß. Auch er ist, wie der des Jupiter und die meisten andern, ein längliches Viereck; 48 korinthische Säulen bilden den Umgang, in welchem vorn ein grosser Altar steht, und auf vierzehn Stufen steigt man zu dem Tempel selbst empor. Hier ist unter anderm das Standbild der Göttinn vorgefunden worden, und Wandgemälde

hier und in den Zimmern eines dahinter liegenden, den Priestern dienenden Gebäudes. Das sogenannte Pantheon ist ein grosser viereckiger Hofraum, den auf der Vorderseite gegen das Forum hin und ebenso auf der einen inneren Seite eine Reihe gleichmässiger kleiner Zimmer mit breiter Thüröffnung, wie es scheint, Kaufläden, begrenzen, während die Hinterseite einen Altar über Stufen, eine Art Capelle mit den Standbildern des Drusus und der Livia und ein grosses Triclinium, ein steinern aufgemauertes Speiselager, enthält; in der Mitte des Hofes stehn rings um einen nun verschwundenen Altar zwölf Fußgestelle, wie bestimmt für die Bilder der zwölf hauptsächlichen Gottheiten. Hierauf begründet sich, der Grund mag aber unzureichend sein, der Name Pantheon, Heiligthum aller Götter. Ein eigentlicher Tempel ist es jedesfalls nicht gewesen: der ganzen Einrichtung nach sind hier auch andere, mehr profane Dinge, Handelschaft u. dgl. getrieben worden. Dazu stimmt auch das viele Geld, das man bei dem Altar an der Hinterseite gefunden hat, über 1000 Münzen von Silber und von Bronze; dazu auch die Gemälde an den Wänden des Hofes und der Zimmer, die z. B. Land- und Meergegenden darstellen, eine Schauspielerinn, die von Thalia, einen Maler, der von dem Genius seiner Kunst unterrichtet wird u. s. f. Und so meinen Andre, die Priester der verschiedenen Tempel hätten hier die eßbaren Ueberreste der ihren Göttern gebrachten Opfer feilbieten lassen, Andre, es sei ein öffentliches Schlachthaus, wieder Andre, es sei ein Gebäude für öffentliche Festmalzeiten gewesen. Auch dieses alles kann richtig und unrichtig sein.

Nun die Basilica, d. h. das Gerichtshaus und die Börse der Pompejaner. Man tritt in dieselbe von der westlichen

Säulenhalle des Forums über etliche Stufen ein. Die Form ist im Ganzen die gewohnte der Basiliken, ein längliches Viereck, innerhalb mit Säulengängen auf den Seiten, die Grundform unsrer mittelalterlichen Kirchen: während aber sonst diese Säulen nur gegenüber den Langseiten laufen, stehen hier auch den schmaleren Seiten solche gegenüber, so daß nun die Säulengänge für sich wieder ein vollständiges Viereck bilden; das Mittelschiff erscheint zu breit, als daß darüber, wie sonst in Basiliken, ein Dach könnte geruht haben: über den Seitenschiffen aber mochten Galerien angebracht sein, getragen von den Säulen und den gegenüberstehenden Wandpilastern. Das Tribunal, der Richtersitz an der schmalen Seite, die dem Eingange gegenüber liegt, sonst immer halbkreisförmig gebaut (in den christlichen Kirchen ist daraus der Chor geworden), erhebt sich hier viereckig, gleich einer Bühne, und wird durch Säulen, die ihn eigens umfassen, von dem übrigen Raume abgesondert. Darunter ist ein Gewölbe, wahrscheinlich für die Untersuchungshaft bestimmt; als man es öffnete, lagen hier zwei Gerippe. Unweit vor der Richterbühne findet sich noch ein grosses Fußgestell: aber die Bildsäule dazu fehlt. Uebrigens ist allem etwanigen Zweifel, ob dieß Gebäude wirklich auch die Basilica gewesen, schon durch die Jugend von Pompeji vorgebeugt worden: sie hat den Namen zweimal an der Aussenwand eingegegraben und angeschrieben.

Das Chalcidicum endlich. Dieß Wort bezeichnet sonst eine Halle, die sich als Vor- oder Nebensaal an ein grösseres Gebäude schließt: in Pompeji nannte man so einen östlich gelegenen Anbau des Forums, der als öffentliches Waschhaus diente: die Zunft der Fullonen besorgte darin von Obrigkeitswegen die Wäsche der Priester und der Magistrate. Deshalb

ist hier die Hauptsache ein grosser Wasserteich, mit weissem Marmor ausgelegt, und mit Steinbänken zum Klopfen der Wäsche besetzt, länglich viereckig, gleich der Halle von 48 Säulen, die ihn umgiebt; zuhinterst in dieser Halle steht das Bild einer Priesterinn Namens Eumachia, mit einer Inschrift, in welcher ihr die Fullonen Dank sagen für die Erbauung des Chalcidicums. Eine andre Auslegung, die jedoch wenig empfohlen ist, sieht in der Halle ein Lagerhaus, in dem Wasserteiche, der allerdings jetzt trocken steht, einen Börsen- und Handelsplatz und in den Waschbänken Tische zum Auslegen der Waaren.

Eine zweite Gruppe öffentlicher Gebäude liegt weiter gegen Osten hin, zwischen dem Forum und dem Amphitheater: es sind dieß die Caserne, das Odeum, das Theater, das Schulhaus, und die Tempel der Isis, des Aesculap und des Hercules.

Unter den Tempeln sind die des Hercules und der Isis besonders hervorzuheben. Jener wird auch als Tempel des Neptun bezeichnet, seiner Lage wegen nach der See zu, vielleicht auch weil der Baustil, welchem er folgt, an das gleichnamige Wunderwerk von Pästum erinnert hat; Tempel des Hercules mag man ihn deshalb nennen, weil er zugleich so nahe den Theatern liegt, Vitruv aber in einer der Regeln, die er dem bestehenden Gebrauch entnommen, die Errichtung der Herculestempel in der Nähe der Theater vorschreibt, und weil es nicht unschicklich ist, ein so alterthümliches Gebäude auf den Heros zu beziehen, der nach der Sage der Gründer von Pompeji war. Inmitten eines grossen dreieckigen, von dorischen Säulen umgebenen Platzes, des s. g. Forum triangulare, erhebt sich der länglich viereckige Unterbau; fünf hohe Stufen führen zu allen Seiten hinauf, an der Hauptseite, die gegen Mittag liegt, unterbrochen durch eine neunstufige Treppe; oben

als Eingang eine Reihe von acht doriſchen Säulen; dahinter vierzig Säulen der gleichen Ordnung ins Quadrat geſtellt, als Umſchluß der Altäre, auf denen unter freiem Himmel geopfert ward, und der ummauerten und überdeckten Cella. Doch hier zu allermeiſt hat man die Verwüſtung durch räuberiſche Hand zu beklagen: jene vielen und gewaltigen Säulen (ſie waren von Tuffſtein) ſind faſt alle und faſt ganz verſchwunden, und mit ihnen, was ſonſt noch in die Höhe gieng; nur von einigen wenigen ſtehen noch kurze Stümpfe. Vollſtändiger erhalten, würde dieſer Tempel, obſchon nicht groß, dennoch durch ſeine Maaſſe und Formen ebenſo den Eindruck der Erhabenheit machen, wie jener der Venus noch jetzo den der anmuthigen Schönheit macht.

Weniger als der Tempel des Hercules hat der Iſistempel gelitten, den einer Inſchrift zufolge Numerius Popidius Celſinus neu geſtiftet hat, nachdem ein älteres Gebäude durch das Erdbeben des Jahres 63 zerſtört worden. Um das erhöhte Tempelhaus läuft im Viereck ein Säulengang mit mehreren Altären; ein gröſſerer Altar ſteht in dem offenen Vorraum; in die Cella mündet von hinten her eine Treppe, die einſt vielleicht verdeckt war, und dem Orakeltrug dienen mochte, wie ſolchen namentlich die Prieſter dieſer Gottheit übten. Auch ſonſt noch haben ſich mancherlei Denkmäler und Spuren des hier begangenen Gottesdienſtes und der Prieſterſchaft desſelben vorgefunden, die Standbilder der Iſis und ihres Sohnes Horus, das erſtere halb vergoldet, ein Venusbild und eines des Bacchus, Wandgemälde, welche Prieſter der Iſis und wiederum dieſe Gottheit ſelbſt, den Anubis, den Vogel Ibis u. dgl. darſtellen, allerlei Tempelgeräthſchaften und, den Untergang der Stadt wie ein ganz friſches, ja wie ein kaum geſchehenes

Ereigniß vor die Sinne rückend, Kohlen und verbrannte Thiergebeine auf dem groſſen Altar, in den kleinen Zimmern, die an den Säulengang ſtoſſen, Blumenkränze, die noch des Opfers warten, und die Ueberreſte einer Malzeit, Brot und Wein und Hühnerknochen und Fiſchgräten, und in einem Küchenhauſe, das einzeln hinter dem Tempel liegt, ebenfalls Speiſen und Kochgeſchirre und ein Gerippe noch mit dem Küchenmeſſer in der Hand. Des Gerippes mit dem Rettung ſuchenden Beile iſt ſchon vorhin Erwähnung geſchehn.

Gleich neben dem Iſistempel iſt noch ein unzweifelhaft öffentliches Gebäude gelegen, ein groſſer, auf drei Seiten von Säulen umgebener Raum; in der Mitte ein über Stufen erhöhter Steinſitz. Nach früherer Auslegung wäre das noch ein zweites kleineres Gerichtshaus neben der Baſilica und dieſer Steinſitz der Sitz des Richters geweſen: jetzt erkennt man darin, wohl angemeſſener, eine öffentliche Schule mit dem Katheder des Lehrers. Und der ſchöne freie Raum war auch ganz geeignet für die Leibesübungen, welche das Alterthum mit dem ſonſtigen Unterrichte verband.

Wenige Schritte weiter führen uns zum Theater hin. Der ſchöne Pariſche Marmor, aus welchem die Sitzſtufen gehauen ſind (im Uebrigen iſt es mit dem gewohnten Tuffſtein gebaut), hat auch hier die Raubluſt angelockt: doch iſt das Ganze ſo gut, wie ſelten ſonſt, erhalten, mit den drei Thüren, durch welche aus der Hinterwand der Bühne die Schauſpieler hervortraten, mit den zwei Treppen, welche die Verbindung zwiſchen Bühne und Orcheſtra, zwiſchen Schauſpielern und Chor vermittelten, mit derſelben Unterſcheidung der halbkreisförmigen Sitzreihen wie dort im Amphitheater, und auch mit derſelben Vorrichtung um oben anſtatt des Dachs

eine Decke auszuspannen. Die Sitze mochten für etwa 5000 Menschen Platz gewähren.

Gleiche Form und Einrichtung bei viel geringerer Grösse und auch gleiche Zerstörung zeigt das Odeum, das unmittelbar an das Theater stößt, ein Gebäude also zunächst für musicalische Aufführungen; nur hat es eben dieses Zweckes wegen ein Dach gehabt. Hier steht auch noch im Beginn der Sitzstufen, schön aus Marmor gebildet, der erhöhte Sessel der Magistratsperson, welcher es oblag, die Aufführung zu leiten.

Theater und Odeum sind beide mit einer geschickten Benützung der Bodenverhältnisse, die auch anderweitig bei Gebäuden dieser Art begegnet, an die Hügelwand angebaut, in welche die Fläche der Stadt hier auf einmal abfällt: nur ihre obersten Sitze liegen in Einer Ebene mit den übrigen Gebäuden, die untersten in der Tiefe. Hier schließt sich an die Bühnenseite des Theaters mit gleichmässiger Fortführung der Linien ein grosser viereckiger Platz an, in welchem noch jetzt ein Brunnen ersehnte kühle Labung spendet; Säulen, die an der unteren Hälfte glatt beworfen und an der oberen canneliert sind, umgeben den weiten Raum; hinter denselben Häuser von der einfachsten Art und ziemlich alle von der gleichen Höhe, nur daß einige noch ein oberes Stockwerk haben; in einem Haus eine grosse Küche, in den übrigen keine. Man hat in dieser Räumlichkeit das Forum nundinarium, den Platz für die Wochenmärkte Pompejis, wiederfinden wollen: sie scheint auch durch ihre Lage beim Theater und ihre ganze Einrichtung den Anforderungen zu entsprechen, die Vitruvius an einen solchen Marktplatz stellt, und in der That haben sich mehrere der umgebenden Häuser als Handels- und Gewerbsläden erwiesen. Aber es erregt Bedenken, daß eine vielstufige Treppe der Zu-

gang zu einem Marktplatze solle gewesen sein, und doch bildet eine solche den einzigen Hauptzugang. Demnach möchte die andre Auslegung den Vorzug verdienen, nach welcher diese schmucklosen einförmigen Häuser mit der gemeinsamen Küche Soldatenwohnungen und Wohnungen der Gladiatoren waren, eine Caserne mit ihrem Uebungsplatz. Wirklich sind auch Waffen aller Art, namentlich kleine Schilde, wie die Fechter sie brauchten, und Helme, zum Theil von der allerschönsten Arbeit, hier gefunden worden; ausserdem die Gerippe von nicht weniger als 63 Männern, man meint eben von Soldaten, die ohne Befehl nicht ihren Platz hatten verlassen wollen, und in einem Hause ein eiserner Fußblock, der noch die Beine einiger Strafgefangenen umschloß. Daß dann in einzelnen Räumen des Soldatenquartiers auch Handel und Gewerbe, zunächst etwa für die Bedürfnisse seiner Bewohner, getrieben ward, daß solcher Privatverkehr gerade in einem öffentlichen Gebäude dieser Art einen Platz auch für sich fand, das dürfte wohl nichts auffallendes haben.

Hiemit haben wir uns bereits den zweiten Haupttheil unsrer Schilderung, nämlich dem, was über die Privatgebäude zu sagen ist, genähert. Für den Beschauer ist dieser Theil von Pompeji, abgesehen von seiner bessern, frischeren, beinahe noch ganz frischen Erhaltung (denn der Schutt verbarg ihn ohne zu zerstören), jedesfalls noch um vieles anziehender, hat viel mehr den Reiz der Neuheit, schließt eine grössere Fülle überraschender Belehrungen in sich, als der Anblick der öffentlichen Gebäude gewähren kann. Tempel und Theater und Basiliken haben auch anderweitig genug die Zertrümmerung der alten Welt überdauert, und meist zeigen sie anderweitig ein reicheres Maß der Grösse und der Kunst: Häu-

ſer, wie das alltägliche Leben ſie erſchuf, und wie es ſie eben noch inne gehabt und kaum geräumt hat, und ganze lange Straſſen ſolcher Häuſer beſitzt nur Pompeji.

Indem wir nunmehr zu dieſen übergehn, gehn wir zugleich zu andern Gegenden der Stadt als den bisher von uns betretenen über. Denn an die öffentlichen Gebäude hin und hinein zwiſchen dieſelben haben ſich nur wenige Häuſer der Privaten gedrängt: ſie liegen faſt alle nord- und weſtwärts von den beſprochenen zwei Gruppen des Forums und des Theaters; und wiederum ſind unter ihnen beinah gar keine Gebäude jener Art zu finden: die nennenswertheſte Ausnahme iſt für jetzt ein kleiner zierlicher Tempel, den zufolge einer Inſchrift Marcus Tullius der Fortuna Auguſta gewidmet hat. Der berühmte Redner Marcus Tullius Cicero, wie gemeint worden, kann das nicht wohl ſein: das anzunehmen verbietet der Zuſatz Auguſta, der die Fortuna als eine dem Kaiſer günſtige Gottheit bezeichnet; wohl aber ein Nachkomme des Redners, wie auch deſſen Standbild mit purpurbemalter Toga ebenhier iſt gefunden worden. Nach dieſem Tempel wird jetzt die ganze Straſſe, an der er liegt, und die zuletzt in das Thor gegen Nola mündet, die Fortunaſtraſſe genannt.

Alſo die Häuſer der Privaten, die Wohngebäude und die Gebäude für die ſonſtigen Bedürfniſſe des Alltagslebens.

Die Wohnhäuſer treffen, neben all den Verſchiedenheiten im Einzelnen und Kleineren, wie die verſchiedene Gröſſe, wie die Beſonderheit der Lage, wie Laune und Bedürfniß des Bauherren ſie veranlaſſen konnten, doch in den weſentlichen Hauptſachen ſämmtlich überein. Dieſe gemeinſame Einrichtung aller iſt folgende.

Durch die Hausthür tritt man in das Veſtibulum, einen

schmalen und auch nicht tiefen Gang, so benannt, weil hier der Kommende seine Oberkleider ab und nachher beim Gehn wieder anlegte. Gleich dahinter öffnet sich in einem geraumeren Quadrate das Atrium, ein oben unbedeckter Hof, gewöhnlich nur von den vier Wänden des Hauses, seltener von einem Säulengang umschlossen. In der Mitte ist das Impluvium, eine mit Steinen ausgelegte viereckige Vertiefung um das vom Dache fallende Regenwasser aufzufangen; an einer der Wände oder oben in der Wand das Lararium, eine Säulenstellung oder Nische für das Bild der Hausgottheit; endlich öfters in einer Ecke eine grosse Kiste von Holz, mit Bronze oder Eisen beschlagen, und so fest in die Wand und den Boden eingeklammert, daß sie nicht wohl zu entführen war. Man meint, der Hausherr habe hier sein Geld verschlossen gehalten: doch wäre der Ort übel gewählt, und in keiner von all diesen Kisten ist auch nur das geringste Geld gewesen. Vom Atrium aus gehen Thüren theils in schmalere Hausgänge, theils in Zimmer: rechts und links neben dem Vestibulum und auf den zunächst anstossenden Seiten meist in kleine Schlafgemächer, in denen die Unterlage für das Bett schon gemauert zu sein pflegt, und in den Gelaß des Thürhüters; auf der Seite aber, die dem Vestibulum gerade gegenüber liegt, in drei Gemächer von etwas mehr Geräumigkeit. Das mittelste und schönste ist das Tablinum, wo die Urkunden des Hauses aufbewahrt und Besuche empfangen wurden, falls man letztre nicht schon im Atrium abfertigte; von den beiden andern wird eines an den gemauerten Tisch- und Bankgestellen deutlich als Triclinium, als Speisezimmer erkannt. In bessern grösseren Häusern befindet sich hinter diesen Gemächern noch ein zweiter Hof, den regelmässig ein Säulengang umgiebt, weshalb er auch Peristylium genannt

wird. Hier ſind rechts und links wiederum Zimmerräume, darunter etwa ein zweites Triclinium, dieſes dann für die Zeit des Sommers beſtimmt: denn die freie Mitte des Periſtyls pflegte als Garten eingerichtet zu ſein. Zuweilen endlich folgt auf das Periſtyl noch ein drittes, gröſſeres, aber gleichfalls von Säulen umſchloſſenes Viereck, ein eigentlicher Garten, das ſ. g. Viridarium; beſonders in dieſem Falle, aber auch, wo kein ſolcher Garten vorhanden iſt, enthält das Periſtylium einen laufenden oder ſpringenden Brunnen mit einem Becken davor im Boden, das zugleich als Fiſchbehälter dienen konnte. Die Gärten aber eigneten ſich für gröſſere und für kleinere Pflanzen: Sträucher und Bäume hatten im Mittelraume Platz, während für die Blumenzucht eine niedre Umfangsmauer angebracht iſt mit einer rinnenartigen Vertiefung um die Erde aufzunehmen: eine Vorrichtung, die ſich auch zu Rom in den Thermen des Titus findet. Vom Garten oder vom Säulenhof aus geht öfters ein unſcheinbares Thürchen in eine Hintergaſſe. Manche Häuſer haben unter ſich gewölbte Keller und dann in dieſen die Küche, die Vorrathskammern, die Bäder; wo nicht, ſo iſt für alles das wie für ſonſtige Bequemlichkeiten im hinteren Raume des Hauſes ſelbſt, in der Nähe des Triclíniums, geſorgt. Zuletzt die Dächer waren flach, nach ſüdlicher Art: jetzt aber ſieht man beinahe keines mehr: der ſchwere heiſſe Regen hat ſie verzehrt und eingedrückt. Hin und wieder ſtehn noch die ſteinernen oder zeigen ſich an der Wand die Spuren der hölzernen Treppen, die zum Dache hinaufführten.

So groß Sie nach der gegebenen Aufzählung ſo vieler Räume ſich die Häuſer von Pompeji denken möchten, ſo klein pflegen dieſelben doch in Wirklichkeit zu ſein, und ſelbſt in den Beſuch- und Speiſezimmern wahre Miniaturbilder deſſen, was

uns Bedürfniß und Gewohnheit ist. So haben sie auch meistens nur das Erdgeschoß: obere Stockwerke kommen zur Seltenheit und etwa nur über einem Theil des Erdgeschosses vor, wie es scheint, um noch mehr Platz für Sclaven zu verschaffen. Aber die Alten lebten und jetzt noch leben die Bewohner des Südens weniger zwischen den vier Wänden als wir. Sie verlangten vom Hause beinah nur, daß es ihnen ein schattiges und kühles Gelaß für die Zeit des Essens und des Schlafens gebe: deshalb sind hier auch die Fenster so selten, und noch seltener Glasfenster, und die Zugänge zu den Zimmern können öfter nur mit Vorhängen als wirklich mit Thüren verschlossen gewesen sein. Wo sie den Platz für sonstige Erholung und meist auch den für die Arbeit gesucht haben, zeigen uns Italien und Spanien noch heutiges Tags: in der grossen Stadt Neapel sitzen die Schneider und Schuster auf offener Straße und treiben ihr Handwerk, das Haus giebt Schatten, und das Gewühl der Fußgänger und der Fahrenden stört nicht, es unterhält bloß, und kommt der Abend, so wird das flache Dach erstiegen und die kühlere Luft geathmet, die von der See her weht; der Andalusier richtet sich zur Sommerszeit das s. g. Patio, den Hof seines Hauses, der Atrium und Peristyl und Viridarium, alles zugleich ist, für Tag und Nacht zur behaglichen Wohnung ein und arbeitet und ißt und schläft im Duft der Pflanzen, im Geräusch des Springbrunnens, im Schatten des Säulengangs oder der Decke, die er über den ganzen Raum ausspannt um der zu heissen Sonne oder dem Thau der Nacht zu wehren. Und wie viel Zeit verbrachten die Alten entfernt vom Hause, wie viele Zeit des Geschäftes oder der Muße in Forum und Basilica und Tempel und Theater!

Bei alle dem ist an den Häusern Pompejis keine Gleich-

gültigkeit und Vernachlässigung von Seiten ihrer Bewohner wahrzunehmen. So wenig sie auch in diesen Räumen weilen mochten, so dunkel dieselben bei dem Mangel der Fenster meistens waren, so viel Liebe und Sorgfalt wandten sie doch auf Ausschmückungen aller Art. Und zwar nicht auf Schmuck des Aeusseren gegen die Strasse hin: da erscheint Alles in möglichster Einfachheit, und die einzige Verzierung ist etwa, daß in der Mauer rothe und hellgelbe Ziegel streifenweis mit einander wechseln, oder daß eine rothgemalte Inschrift in Lateinischer, mitunter auch in der Oskischen Landessprache den Namen des Bewohners, öfters auch den seines vornehmeren Schutzherren nennt, wozu vielleicht noch ebenso angemalte Kundmachungen kommen von Kauf und Miethe und öffentlichen Schauspielen. Häuser, die auch im Aeusseren Anspruch machen, sind nur eine Ausnahme, die bedeutendste das Haus der Dioscuren an der Mercuriusstrasse, dessen Aussenseite schon, entsprechend dem reichen Inneren, mit einer Säulenstellung um die Thür und anderweitig geschmückt ist. Auf Schmückung des Inneren aber war man allgemein bedacht. Ganze Reihen von Sälen sind in den Studj zu Neapel angefüllt mit Bilderwerken von Marmor und Stuck und Bronze, die einstmals namentlich die Peristyle Pompejanischer Häuser verschönt haben, und selbst das geringste Haus hat irgendwelche Malerei. Der heitere Farbensinn, der den Südländern eigen ist, und den all der Glanz von Himmel und Meer und Land gleichsam herausfordert, hier in Pompeji hat er sich beinah bis zum Uebermasse geltend gemacht. Haus für Haus, Zimmer für Zimmer ist ein kräftiges Roth die immer wiederkehrende Haupt- und Grundfarbe: nicht bloß der Stucco, mit dem man die aus Lava oder Tuff oder Ziegeln aufgemauerten Zimmerwände

überzog, ist beinah überall roth gemalt: die Säulen der Peristyle zeigen gewöhnlich von unten hinauf bis zur Mitte denselben Anstrich, und roth sind sogar diejenigen, die den Casernenplatz, ja die Säulen und die Pfeiler, die den Tempel der Isis umfassen. Aber der Farbensinn ist vom Kunstsinne veredelt worden, und der rothe Grund der Wände trägt fast immer noch Gebilde höherer Art. Schon manche öffentlichen Gebäude sind reich an Malerei: wir haben deren früherhin genannt; noch reicher die der Privaten. Und sie erstreckt sich über alle Gebiete, deren diese Kunstart irgend mächtig ist: hier ist es eine einfache Linienverzierung, welche die Wand in Felder theilt; dort sind die Felder mit bunten Arabesken gefüllt und eingefaßt; dort im Triclinium sollen Küchenstücke oder Bilder des niederen Lebens die Eßlust und die Fröhlichkeit der Tischgenossen reizen; dort wieder sprechen Landschaften im ernsten Stil und historische und mythologische Bilder die feinere und tiefere Empfindung an, und jene phantastische Architecturmalerei, mit welcher das sechzehnte Jahrhundert auch in Basel manche Hauswand überdeckt hat, kommt schon hier in zahlreichen Beispielen vor.

Allerdings sind nicht all diese Gemälde wirklich Kunstwerke zu nennen, aber doch die meisten; manches ist verzeichnet und vermalt, aber in der Mehrzahl kann die launige Zierlichkeit der Arabesken und der Genrebilder, kann die kühne Leichtheit der architectonischen, kann die Großartigkeit oder Lieblichkeit der historischen und der Landschaftsgemälde nicht übertroffen noch gemeistert werden, und es überrascht, sogar in den Landschaften die vollständigste Kunst der Perspective vorzufinden. Einige Darstellungen, als die des Perseus und der Andromeda und einer Jagd auf Löwen und Eber, wiederholen

ſich an mehreren Orten: dergleichen darf man für Copien beliebter älterer Gemälde halten, wie auch die Benutzung einzelner Motive ſolcher, z. B. der Aldobrandiniſchen Hochzeit, ſchon mehrfach nachgewieſen iſt. Das kann aber für uns, da die Originale meiſt verloren, da überhaupt antike Gemälde faſt nur noch aus Herculaneum erhalten ſind, den Werth der Pompejaniſchen mehr nur erhöhen als herabſetzen. Ein andres iſt es, wenn ebenſo die Sculpturen häufig nur Nachahmungen ſind: denn hier haben wir den Mangel an urſprünglichen Schöpfungen minder zu beklagen. Was endlich noch die Technik der Gemälde betrifft, ſo ſind dieſelben, mit wenigen Ausnahmen, wo ſich Temperafarben angewendet zeigen, in Freſco ausgeführt: dem verdanken wir die Deutlichkeit und die Kraft und den Glanz, womit uns jetzt noch, nach ſo vielen Jahrhunderten, aus einer ſolchen Zerſtörung heraus, die Zeichnung und die Farben entgegentreten. Auf einem der vielen Bilder vereinigen ſich in eigenthümlicher Weiſe Malerei und Sculptur: die Fläche wird von erhabener Stuckarbeit unterbrochen, ſo daß theils die Malerei in Reliefverzierungen eingeſchloſſen iſt, was ſich allerdings auch ſonſt noch findet, theils ſogar Relieffiguren mitten aus der Malerei hervorſpringen.

Auſſer der Malerei mit Farben iſt auch die mit bunten Steinen und Gläſern, iſt auch die Moſaikmalerei in Pompeji fleiſſig geübt worden, zumeiſt, wie das in der Natur der Sache liegt, um die Fußböden ſchön und dauerhaft zu ſchmücken, die der bedeutſameren Räume nämlich, des Veſtibulums, des Atriums, des Tablinums; hin und wieder findet man ſie auch auf die Wände der Zimmer übertragen. Gewöhnlich haben jene Moſaikböden nur eine einfachere Linearverzierung, und ſelbſt wo eine eigentlich bildliche Darſtellung damit ver-

bunden ist, pflegt die erstere vorzuwalten, wie z. B. in dem Hause des Labyrinths eben das ganze Labyrinth, d. h. ein räthselhafter Kreuz- und Querlauf schwarzer und weisser Linien, und erst in der kleinen Mitte desselben der Kampf des Theseus mit dem Minotaurus abgebildet, oder im Haus des Ebers, welches sich durch die gute Erhaltung seiner übrigens sehr einfachen Mosaiken auszeichnet, und seinen Namen von der gleich im Vestibulum angebrachten musivischen Eberjagd hat, wie also hier ein grosses schachartiges Feld mit einer Einfassung von Mauern und Thürmen, beides auch nur schwarz und weiß, das Abbild einer Stadt ist. Aber es fehlt auch nicht an grösseren wirklichen Gemälden in Mosaik: ich führe nur das gröste und schönste und berühmteste von allen an, das in dem Hause des Fauns an der Fortunastrasse neben andern geringeren ist gefunden worden, ein kühn und kunstreich entworfenes Schlachtbild, ein Gewirre von Mann und Roß und Wagen, und doch mit der überschaulichsten Einheit der Handlung, nach früherer Auslegung eine Schlacht zwischen Alexander und Darius, nach neuerer und besserer zwischen Römern und Galliern. Vor eben diesem Hause ruft schon eine in den Fußweg eingelegte Mosaikinschrift dem Kommenden ein freundliches Have d. i. sei gegrüßt! entgegen. Jetzt befinden sich, wie schon erwähnt worden, gleich den Malereien der Wände, auch die meisten und all die schönsten Mosaikfußböden in den Antikensälen zu Neapel, und da wiederum als Fußböden: eine bedenkliche Probe ihrer Dauerhaftigkeit. Daß man es im Vatican zu Rom nicht besser macht, mag als Beispiel, aber kaum zu gegenseitiger Entschuldigung dienen.

Nachdem bisher von der Einrichtung und Ausschmückung der Pompejanischen Häuser im Allgemeinen gesprochen und

einzelne derselben nur gelegentlich sind angeführt worden, dürfte es zweckmässig sein, noch die Namen einiger andern beizufügen, welche in der oder jener Rücksicht als vorzügliche Beispiele gelten können. Es sind dieß folgende.

Das Haus des Cajus Sallustius in der Consularstraße, ausgezeichnet durch seine mythologischen Wandgemälde, wie Mars und Venus, Diana und Actäon, Europa mit dem Stier, Helle auf dem Widder, durch den Brunnen, der im Garten steht, und die schöne Bronzegruppe des Hercules mit dem Hirsche, die hier ist ausgegraben worden. Und dieses Haus, eines der grösten und glanzvollsten der Stadt, ist auf seiner Vorderseite, links und rechts dem Vestibulum, ganz eingenommen von einer Bäckerei, einer Wein- und Oelhandlung, einer Wirthschaft für warme Getränke und noch andren zu solchem kleinen Verkehr bestimmten Räumlichkeiten. Man sieht, Cajus Sallustius verstand sein Haus nutzbar zu machen, mochte nun er selbst durch die Hand seiner Sclaven alle jene Geschäfte treiben oder mochten es Miethsleute thun. Uebrigens kommt der berühmte Name Sallustius ausser diesem Hause noch einmal in Pompeji vor: ein Fußgestell in dem freien Mittelraume des Forums, das einzige dort, welches noch mit Marmor bekleidet ist, hat laut der Inschrift ein dem Quintus Sallustius gewidmetes Standbild, d. h. das Standbild des Quintus Sallustius selbst getragen.

Ferner an der Mercuriusstraße das Haus des grossen und das des kleinen Brunnens, so benannt, weil der augenfälligste Schmuck beider in Brunnen besteht, die an der Hinterwand des Peristyliums in Nischen angebracht sind. Beide Nischen sind mit reicher Mosaik, die grössere noch links und rechts mit einer tragischen und einer komischen Maske verziert.

Bei dem kleineren Brunnen ist auch das Becken mussivisch ausgelegt, und mitten darin steht von Bronze ein Amorin mit einer Gans, die aus dem Schnabel noch einmal Wasser gespritzt hat.

Sodann das Haus des dramatischen Dichters in der Fortunastrasse, reich an den schönsten Malereien: hier befand sich im Atrium der Abschied des Achilles von der Briseis, im Tablinum ein Dichter, der in Gegenwart Apollos und der Minerva seinen Freunden ein neues Werk vorträgt, im Triclinium Leda, die ihrem Gemahl die neugeborene Helena reicht, und hier und dort noch manches andre höchst werthvolle Bild; ausserdem auch Mosaiken: so im Tablinum ein Theaterdirector, der seinen Schauspielern Anweisungen giebt, und eine schon im Vestibulum, ein Hund mit der Unterschrift Cave canem, Nimm dich vor dem Hund in Acht! Bulwer, der dieses Haus dem Helden seines Romanes zum Wohnhause giebt, will die übliche Benennung desselben nicht gelten lassen; und doch möchte hier die Namengebung ganz richtig sein, nicht bloß jener bezeichnenden Bilder wegen, die allerdings auch ein blosser Liebhaber der Dichtkunst hätte wählen können, sondern auch und noch mehr wegen der Schauspielermasken, die sich eben hier gefunden haben. Bei der Verschüttung des Hauses ist auch eine Schildkröte, die sich der Besitzer in den Gartenanlagen des Peristyliums hielt, mit umgekommen.

Neben dem Hause des Dramatischen Dichters, und nur durch eine Querstrasse von demselben getrennt, liegt das Haus des Aedilen Pansa, das gröste unter allen zu Pompeji, musterhaft in der regelrechten Anordnung und ebenmässigen Vertheilung des Atriums, des Peristyliums, des Viridariums und der zahlreichen grössern und kleineren Zimmer, und bis

in die Küche hinein mit Malereien aller Art, die jedoch mehr bunt als schön sind, ausgeziert: der Besitzer war eben ein gar reicher Mann, und noch an mehreren andren Gebäuden bezeichnet eine Inschrift ihn als den angesehenen Schutzherrn. Aber auch hier, wie dort im Hause des Sallust, zeigt sich neben der vornehmen Behaglichkeit die Nutzbarmachung: nicht weniger denn sieben Zimmer sind gegen die Strasse hin als Kaufläden geöffnet. Einer derselben muß vorzüglich Aufmerksamkeit erregen, durch ein Kreuz, das in erhabener Stuckarbeit von der Wand herniederblickt: das einzige Merkmal des damals schon bis nach Pompeji vorgedrungenen Christenthumes.

Endlich (ich will Sie mit keiner längeren Aufzählung ermüden, so manches Haus auch noch zu nennen wäre) die neueste der grössern Ausgrabungen, bei der man einmal eine billige Rücksicht genommen und wenigstens von den Gemälden und Sculpturen nichts, wenn schon auch hier die übrigen Sachen sämmtlich, entfernt hat. Es liegt dieses Haus in einer Strasse, welche die Fortunastrasse quer durchschneidet, selbst aber, weil sie nur noch unvollständig aufgedeckt ist, noch keinen Namen trägt. Hier macht besonders der zweite Hof (Peristylium kann man nicht sagen, weil ihm die Säulen fehlen) den anmuthigsten Eindruck: in einer bunt musivischen Nische steht ein bemaltes Marmorbild des Silen um aus seinem Schlauche das Wasser des Brunnens über Marmorstufen hinab und so in das Becken zu ergiessen, das vor denselben in den Boden eingelassen ist; um letzteres sind im Kreise allerlei Figuren aufgestellt, thierische und menschliche, ein Knabe, der die Hand gegen das Sonnenlicht hält, höchst reizend, ein Satyr, dem ein junger Faun einen Dorn aus dem Fusse zieht, ein liegendes Pferdchen, ein Delphin, ein Pfau, eine Gans, ein Hase

u. ſ. f.: es ſieht aus wie eine Weihnachtsbeſcherung. Die Wandgemälde der Zimmer (ſie gehören zu den beſten von allen) haben gleich jenem Bild in der Brunnennische und dem Satyrbilde meiſt einen Bezug auf den Dienſt des Weingottes: ein kleineres ſtellt z. B. traubenleſende Amorinen dar, zwei gröſſere einen trunkenen Hercules neben Omphale und einen Triumphzug des Bacchus: hier fährt Silen auf einem Wagen, den Stiere ziehn, und hält im Schooſſe den jungen gabenſpendenden Gott. So hätte man dieſes Haus füglich das Haus des Silen oder des Bacchus heiſſen ſollen, wo nicht lieber nach ſeinem einſtigen Herren, deſſen Namen eine Inſchrift giebt, dem Decurio Marcus Lucretius: man hat es aber, weil an die eine Wand des Veſtibulums ein muſicierendes Weib gemalt iſt, casa della sonatrice, Haus der Muſicantinn, geheiſſen.

So viel von den Wohnhäuſern. Jetzt noch Einiges von den Gebäulichkeiten, die dem alltäglichen Leben und Verkehr auſſer dem Wohnhaus gedient haben, und ſomit gewiſſermaſſen wieder öffentliche Gebäude ſind, den Bädern, den Kaufmannsläden und den Wirthshäuſern.

Badevorrichtungen finden ſich ſchon in nicht wenigen Häuſern der Privaten, in einem Haus in der Conſularſtraſſe ſo reichlich und ſo in die Haupträume verlegt, daß man hier bereits an Benutzung auch durch andre als bloß die Bewohner desſelben denken möchte. Man hat dieſes Haus, weil darin drei Standbilder von Prieſterinnen der Veſta und Frauenſchmuck von Gold und Silber iſt ausgegraben worden, für das Wohnhaus ſolcher Prieſterinnen angeſehen und es in dieſem Sinne Haus der Veſtalinnen genannt: doch möchte dazu die Moſaik im Veſtibulum einer Hinterthür, das trauliche Wort Salve (ſei gegrüßt), kaum recht paſſen, und noch weniger die

in und hinter dem Hause zahlreich gefundenen Männergerippe: eines derselben hatte einen Hund bei sich, ein andres eine bronzene Laterne in der Hand, ein drittes vier Ringe von Gold an Einem Finger.

Ein unzweifelhaftes Badhaus aber, groß genug und selbst großartig für Pompeji, und nur eine Kleinigkeit in Vergleich mit den Thermen Roms, liegt gegen das westliche Ende der Fortunastrasse hin, weshalb dieser Theil derselben auch Bäderstrasse genannt wird. Ein halbrund überwölbter Vorsaal, in welchem der Wand nach Bänke zum Niedersitzen angebracht sind und am Gesimse zierliche Reliefs von Stucco, hat als Apodyterium, als Zimmer zum Auskleiden gedient; aus ihm gelangt man in das Frigidarium, das kalte, in das Tepidarium, das laue, und von diesem aus in das Calidarium, das warme Bad. Das Frigidarium ist rund, von einer Kuppel bedeckt, und auch das grosse, fast den ganzen Boden einnehmende Marmorbecken beschreibt einen Kreis; das Tepidarium dagegen und das Calidarium sind längliche Vierecke, das letztere mit halbrundem Abschluß und beide mit ebensolcher Wölbung. Alle drei Gemächer hatten in der Decke Glasfenster: sonst aber ist beim Calidarium und namentlich bei dem Tepidarium auf die Bequemlichkeit und die Schönheit der Einrichtung mehr verwendet. Beide sind mit Wandnischen versehn; im Calidarium läuft die flachen Pilaster herab und über das ganze Gewölbe eine Cannelierung, offenbar um den sich ansetzenden Wasserdämpfen leichteren Abfluß zu verschaffen; die Wölbung des Tepidariums ist durch Reliefverzierung und Malerei in Felder eingetheilt, und die kurzen Pilaster, die an den beiden Langseiten das Gesimse tragen und die Nischen bilden, sind mit Atlantiden von gebranntem Thon bekleidet, Figuren, die den Ausdruck haben

auf Kopf und Nacken von einer schweren Last gedrückt zu sein. Ausser diesen Gemächern ist auch noch der Wasserbehälter vorhanden und die Röhrenleitung, durch welche das laue und das warme Bad von unten her geheizt wurden, und für eben diesen Zweck im Tepidarium eine grosse schön von Bronze gearbeitete Glutpfanne. Mit der Besorgung der Bäder ist aber, wie es scheint, noch eine Handelschaft verbunden gewesen: man hat hier zugleich an 1300 Lampen von gebrannter Erde vorgefunden, sicherlich um vieles mehr, als bloß für die Erleuchtung der Bäder und zum Schröpfen nöthig waren.

Von Läden, die in grösseren Wohnhäusern angebracht sind, und in denen Handelschaft und Handwerk entweder von den Sclaven des Hausbesitzers oder von Miethsleuten getrieben ward, ist eben vorher zweimal die Rede gewesen: Häuser, in denen sie die Hauptsache und die nur um der Werkstatt und des Kaufladens willen gebaut sind (in den meisten Fällen mochten diese beiden eins und dasselbe sein), zeigen sich durch alle Strassen hin verstreut, am zahlreichsten jedoch, und das nicht unschicklich, in der Nähe des Fortunatempels und an der Strasse, die vom Forum aus nach dem Theater geht; in den ersteren ist, den geschehenen Ausgrabungen nach zu urtheilen, besonders mit Glas- und Bronzegeschirren gehandelt worden. Anderswo trifft man auf Schmieden, Seifensiedereien, Oelhandlungen, wo noch die grossen Krüge, Backhäuser, wo noch die ungefügen Handmühlen stehn, der untere Stein wie ein Kegel, der obere wie ein doppelter Trichter gebildet u. s. f.; auch Apotheken mit Arzeneivorräthen, Wohnungen von Wundärzten mit den Werkzeugen ihrer Kunst und die Werkstatt eines Bildhauers mit mehreren noch unvollendeten Statuen hat man aufgedeckt. Die Gebäude dieser Art sind fast insgesammt sehr

klein: auſſer dem Laden oder der Werkſtatt enthalten ſie nur noch die nothdürftigſten Räumlichkeiten, einige Zimmerchen oder gar nur eines: man ſchränkte ſich eben im Hauſe ein, und breitete ſich dafür ſo viel als möglich im Freien aus. Gegen die Straſſe hin waren die Läden meiſt nur mit Holz verſchlagen; ein Theil des Verſchlages konnte als Thüre hin und her geſchoben werden. Neben der Thüre pflegen Inſchriften von rother Farbe Namen und Gewerb des Inhabers anzugeben; auch kommen Zeichen von Stein oder Thon vor und auch gemalte Darſtellungen, Bilder z. B. eines Schuſters, eines Keſſelſchmieds, einmal eines Schulmeiſters, der einen querübergelegten Knaben züchtigt, ähnlich alſo dem Schulhausſchilde unſeres Holbein. Häufig iſt vor den Läden durch die Schutzſteine des Fußweges ein Loch gehöhlt, es ſcheint, damit ein Käufer, der zu Wagen oder Pferd gekommen, dort den Zügel anknüpfen könne.

Endlich Wirthshäuſer gab es in Pompeji von aller Art, ſowohl geringere Speiſe- und Weinwirthſchaften (man ſieht da noch die Oel- und Weinkrüge, die Simſe zum Abſtellen der Gläſer, die kleinen, eben nur für eine Pfanne ausreichenden Feuerherde) als auch eigentliche Gaſthöfe. So der Gaſthof des Albinus mit groſſen Küchen und Kellern und kleinen Zimmern (im Stalle lagen Haufen von Pferdeknochen), und ein zweiter, der hinter ſich einen erhöhten Raum zum Genuſſe der ſchönen Ausſicht hat: hier iſt Geſchirr von Roß und Wagen gefunden worden und allerlei Geräthe zum Gebrauch und Schmuck, und fünf Gerippe, deren einige ſich umſchlungen in Armen hielten.

Faſt all jene Schenken aber und dieſe Gaſthöfe liegen an einer und derſelben Straſſe, derjenigen, die von Herculaneum

her durch das dreifache Thor kommt und hier den Namen der Consularstrasse empfängt, der Gasthof des Albinus innerhalb, der andre ausserhalb der Stadt. Durch dieses Thor also und auf dieser Strasse ist der lebhafteste Ab- und Zugang gewesen, wie der Verkehr mit der reichen Nachbarstadt das bedingte; und es ist noch andres, das eben darauf hinweist: vor dem Thor eine grosse Bank, schön aus Stein aufgebaut und halbkreisförmig, zum Ausruhen für den müden Wanderer; ihr schräg gegenüber eben solch ein Sitz in einer tiefen, mit einem Frontispiz über Säulen gekrönten Nische: nahe bei dieser lag im Schutte das Gerippe einer Mutter mit einem Knäblein im Arm und zwei erwachsneren Töchtern neben sich; sodann in der Stadt, aber noch an der gleichen Strasse, ein Haus mit weitem Thorweg, zwei geräumigen Höfen und nur einem Zimmerchen: vorgefundene Wagen und Gewichte lassen darin ein obrigkeitliches Waghaus, ein s. g. Ponderarium, erkennen; zwei Pferdegerippe, die man auch hier ausgegraben, hatten noch die Glocken am Hals und die Reiter auf sich.

Wir sind jetzt an das Ende der Stadt, es kann aber auch gesagt werden, zu deren Anfängen gelangt: denn eben hier, in der Gegend des Herculaneumthors, geschahen vor hundert Jahren die ersten Entdeckungen. Lassen Sie uns aber hier noch einige Augenblicke verweilen: es zieht sich vor diesem Thore, wie vor keinem sonst, noch eine Vorstadt hin, der Wohnsitz einer von Augustus hergesandten Colonie und darum Pagus Augustus Felix geheissen, und die Bauwerke, die hier zu beiden Seiten der Strasse stehn (vieles mag noch dahinter der Schutt verdecken), sind bedeutsam genug um unsre letzte volle Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen.

Jener Gasthof liegt vom Thor aus auf der rechten Seite; auf eben derselben, noch näher dem Thore, das Haus des Mithras, so benannt von der kunstlosen Darstellung eines Stieropfers auf einem Altare, der sich hier befindet. Zur linken, wo sich der Boden südwärts senkt, gewahrt man, hinter einer Reihe von Kaufmannsläden, und noch auf der Höhe des Hügels, ein weitläuftiges Gebäude: leider ist dasselbe durch frühere Nachgrabungen übel zerstört und nach der letzten zum grösseren Theile wieder zugeschüttet worden, so daß sich der Zuschauer mit der schönen Aussicht über das Meer hin zu begnügen hat, die hier sich öffnet. Man nennt dieses Haus die Villa Ciceros: wirklich kann auch der Landsitz, welchen der Redner zu Pompeji besaß, an keiner anderen Stelle als eben dieser gelegen haben: er selber sagt einmal, nur die weite Entfernung und sonst kein Hinderniß mache es unmöglich, von Bauli aus sein Pompejanum zu erblicken: das paßt für ganz Pompeji lediglich auf diesen einen Punkt: an jedem andren würde selbst dem bewaffneten Auge der Anblick irgendwie sonst verdeckt sein.

Weiterhin auf der gleichen Strassenseite ist eine zweite Villa desto besser erhalten, die des Marcus Arrius Diomedes, eines Freigelassenen, welcher Magister der Vorstadt war, eines der gröſten und in mehr als einem Betracht das merkwürdigste aller Pompejanischen Häuser. Es ist so an den Abhang des Hügels gebaut, daß man von der Strasse aus in das obere Stockwerk tritt; ein drittes Geschoß, das einst noch über diesem lag, ist jetzt verschwunden. Die Thüre, die von zwei Säulen eingefaßt ist, und zu der man über einige Stufen aufwärts steigt, öffnet sich gegen ein viereckiges Peristyl; daneben links ein zweites kleineres, dem die schräge Stellung

zur Strasse nur die Form eines Dreieckes übrig gelassen hat. Gegen das Peristyl: wie nämlich die Alten darauf bedacht waren, ihren Landhäusern bei aller städtisch bequemen Einrichtung doch den Anschein der Ländlichkeit und der ländlichen Einfachheit zu geben, so liessen sie in denselben das Atrium fort, das bloß für das Leben in der Stadt seine Bedeutung zu haben schien, und verlegten das Peristyl, welches dort der zweite freie Raum war, hier gleich an den Eingang. In dem dreieckigen Hof und den daran stossenden Gemächern finden sich Einrichtungen für kaltes und warmes Bad; von dem viereckigen, in dessen Mitte auch hier ein Impluvium, geht es theils auf Treppen hinab in das untere Stockwerk, theils unmittelbar in grössere und kleinere Zimmer, wie einen Speisesaal und gegenüber der Hauptthür das Tablinum. Durch eine dahinter liegende zweite Zimmerreihe gelangt man auf das flache Dach des Untergeschosses und zweier Bogengänge, die sich links und rechts einem Garten entlang ziehn. Jenes Untergeschoß, das also tiefer als die Strasse und auf gleicher Erde mit dem Garten liegt, enthält noch eine grössere Zahl von Räumlichkeiten, Wohn- und Schlafzimmer und die Küche. Der Garten ist groß, aber doch kaum grösser als der bei dem städtischen Hause des Aedilen Pansa; auf allen vier Seiten umgeben ihn Säulen und links und rechts jene Bogengänge; in der Mitte ist ein Fischbehälter, dahinter noch die Säulen eines kleinen Gartenhäuschens oder einer Reblaube. Endlich befindet sich unter dem Erdgeschoß und den Bogenhallen noch ein grosser gewölbter Keller. Das Bild eines behaglichen Lebens, das sich schon aus dieser so höchst vollständigen Einrichtung des Hauses gestaltet, wird noch vervollständigt durch den Anblick all der weiteren Dinge, die sich hier vorgefunden haben,

der Wandgemälde, der Statuen, der Schmuckſachen, der Kleider in einem Gemach am Badhofe, des mancherlei Haus- und Küchengeräthes, der langen Reihe von groſſen zweihenkligen Krügen, die an der Kellerwand hin aufgeſtellt ſind und auf deren Boden der Wein und das Oel ſich eingetrocknet zeigen. Es iſt auch den Bewohnern des Hauſes ſchwer geworden, ſich von ihm zu trennen. Zwanzig Perſonen, darunter zwei Kinder, hatten ſich in den Keller geflüchtet: aber ſelbſt da hinein wehte der Aſchenregen und floß der Schlamm und erſtickte ſie und deckte ſie zu, und nichts von ihnen iſt geblieben als Staub im Staube, ihr Goldſchmuck und ihr Gebein, und in dem erharteten Schlamm der Abdruck eines jugendlich weiblichen Leibes. Auch an der Hinterthür des Gartens lagen zwei Gerippe mit einem Schlüſſel und ſilbernen Gefäſſen und einem Sacke voll Gold- und Silbermünzen: ſie hatten ihr Leben und ihre Schätze nicht retten ſollen.

Verlaſſen wir jetzt dieſes Haus des fröhlichen Lebens und des bittern Todes und richten wir unſere Schritte weiter: wir ſind auf den letzten Anblick, der ſich uns noch bieten wird, jetzt ſchon vorbereitet. Rechts und links der Straſſe, wo neben dem Gaſthof und den Villen noch freier Raum iſt, erheben ſich Grabmäler und ſonſtige zum Begräbnißdienſt gehörige Bauwerke, und der Villa des Diomedes gerade gegenüber die Grabmäler ſeiner Familie. Wir ſtehen nicht bloß an der Straſſe, die zwiſchen Pompeji und Herculaneum hin und her eine lebendig regſame Menge trug, wir ſtehn zugleich an der Gräberſtraſſe von Pompeji. Und auch die Gräber und ſie beſonders geben uns Zeugniß von dem Kunſtſinn und dem Kunſtfleiſſe dieſer Stadt. Die meiſten, über einem hochaufgeſtuften Unterbau, haben die Würfelform von Altären, die Seiten be-